



Leseprobe

Justin Travis Call
Sohn der Sieben
Roman

»Dramatisch und packend.« *Carsten Kuhr,*
phantastiknews.de

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 25. März 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Er ist der Phönix – wenn die Welt brennt, wird er leben!

Die Geschichte eines Helden ist aus der Fantasy nicht wegzudenken: Ein Junge, durch tragische Umstände verwaist, wird von einem weisen alten Mann aufgezogen, um das große Übel, das die Welt bedroht, zu besiegen. Aber was ist, wenn der junge Held und das große Übel ein und dasselbe wären? Was, wenn der Junge selbst die Inkarnation des bösen Gottes ist? Würde er die Welt retten? Oder sie zerstören?

Annev ist dieser Junge. Obwohl er selbst Magie nutzt, lässt er sich in einem Kriegerkloster dazu ausbilden, Magiewirker zu bekämpfen. Als er sich dann auch noch in die hübsche Tochter des Klostervorstehers verliebt, eskaliert sein innerer Konflikt ...



Autor

Justin Travis Call

Justin Travis Call studierte Fantasyliteratur und erlangte einen Master in Literatur und Creative Writing der Harvard University. Währenddessen war er außerdem an der Erfindung mehrerer Brettspiele beteiligt. Heute lebt Justin Travis Call mit seiner Frau, zwei Söhnen und einer Deutschen Dogge in Idaho.

JUSTIN TRAVIS CALL

Sohn der Sieben

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Master of Sorrows (The Silent Gods 1)« bei Gollancz, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noor1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2019 by Justin Travis Call
Published in agreement with the author c/o Baror International, Inc.,
Armonk, New York, USA

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Penhaligon
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung und -illustration: Isabelle Hirtz, Inkcraft
unter Verwendung mehrerer Bilder von Shutterstock.com
(Peter Larimer; gdvcom)

Karte/Illustrationen: © Andreas Hancock
HK · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-3165-2

www.penthaligon-verlag.de

*Sich selbst abhandengekommen, soll er jene leiten, die so tun,
als seien sie abhandengekommen.*

*Sich selbst unbekannt, sollen die Blinden ihn aufspüren und
ihn beim Namen nennen.*

*Für die Ehre, ihm den Namen gegeben zu haben, soll die Ver-
künderin Gnade erleben, und Gnade soll ihr zuteilwerden.*

Und dies sind die Worte ihrer Prophezeiung:

Nachfahre der Götter, doch von Menschen gezeugt.

*Sieben trachten, ihn zu führen. Sieben graut es vor seiner
Hand.*

*Gebunden von den Alterslosen, durchkreuzt der Älteste seinen
Weg.*

*Der verkrüppelte König leitet ihn. Die Welt fürchtet seinen
Zorn.*

Sohn der sieben Väter. Kind von keinem.

Meister der Sorgen. Der Fleischgewordene.

Klingensinger. Elster. Phönix. König.

Blutherr. Ringschlange. Ende aller Dinge.

*Wehe denen, die ihn erwecken, denn groß wird ihre Vernich-
tung sein.*

Wehe denen, die ihm folgen, denn groß wird ihr Opfer sein.

*Wehe denen, die gegen ihn kämpfen, denn durch seine Hand
werden sie gebrochen.*

*Und wenn die Schweigenden Götter erwachen, dann weint,
Kinder, denn das Ende ist nah.*

»Sohn der sieben Väter«, Auszug aus dem *Buch Terra*

Prolog

Die Schreie der Frau wurden leiser und vom Weinen eines Neugeborenen abgelöst. Auf diesen Moment hatte Sodar gewartet. Er strich sich das blaue Gewand glatt und trat kurz nach dem Ältesten Tosan in das beigefarbene Zelt.

Sodar blinzelte, um seine Augen an das schwache Licht zu gewöhnen. Zu dieser Stunde waren keine Kerzen notwendig, aber die Zeltbahnen ließen auch nicht allzu viel Licht durch.

In einer Ecke des Geburtszeltes sprach der Älteste mit seiner Frau, Lana – einer der beiden Weisfrauen, die bei Aegens Niederkunft geholfen hatten. Es hatte den Anschein, als habe sie den hageren Mann aus irgendeinem Grund aufgehalten, ehe er sich der eben Mutter Gewordenen und ihrem Baby nähern konnte, und der Priester war dankbar, dass ihm das einen Moment allein mit Mutter und Kind gewährte. Er trat in die Mitte des Zeltes und sah eine ältere Weisfrau das glitschige Baby halten, eine Decke achtlos um dessen Leib gelegt. Er musste seinen Drang unterdrücken, sogleich zu dem Säugling hinüberzueilen. Stattdessen zügelte er seine Freude darüber, dass Tuors Geschlecht fortgesetzt worden war, und trat mit einer äußeren Ruhe an die Mutter heran, die seine innere Aufregung Lügen strafte.

Es war eine schwere Geburt gewesen. Aegen lag noch immer auf der Gebärmatte, ihr bleiches Gesicht von schweißdurchtränkten Löckchen umrahmt. Sodar wollte die erschöpfte Frau nicht wecken. Aber irgendetwas an ihr brachte sein Inneres in Aufruhr.

Sie atmet nicht, begriff er.

Sofort kniete sich der Priester neben sie. Er rüttelte an ihren Schultern, flüsterte ihren Namen zuerst und schrie ihn dann. Einen Moment später spürte er Lana hinter sich, die ihm ihre feuchten roten Hände auf den Unterarm legte.

»Sie ist tot, Bruder Sodar.«

Sodar zuckte vor der Berührung der Weisfrau zurück. Er rieb sich die Stelle, an der sie ihn mit ihren blutigen Fingern angefasst hatte, und spürte, wie das Blut feucht an seiner runzligen Haut klebte.

»War es das Kind?« Die Worte kamen nur mühsam hervor, als er seinen Blick nun dem Baby zuwandte.

Tosan hatte den Säugling der zweiten Weisfrau abgenommen – einer knochendürren Alten namens Kelga – und hielt das Neugeborene in den Händen, aber statt es sich an die Brust zu drücken, hielt er es auf Armeslänge von sich weg und starrte voller Abscheu auf das Bündel.

»Ältester Tosan?«

Der hagere Älteste schaute nicht auf. »Das Kind«, sagte Tosan. »Sodar, er ist ein Sohn des Keos.«

»Er ist *was*?«

Tosan hielt dem blau gewandeten Priester den Säugling hin. »Das Kind«, wiederholte er und hob die Decke an, »ist ein Sohn des Keos.«

Sodars Herz hämmerte vor Entsetzen. Die durchdringenden blauen Augen des Kindes erweckten seine Aufmerksamkeit – ein Segenszeichen des Gottes Odar –, aber er sah nichts, was es rechtfertigen würde, das Kind einen Sohn des Keos zu nennen. Ein Büschel hellblonden Haares bedeckte den Kopf des Säuglings, und er wirkte insgesamt wenig auffällig. Sodar legte die Stirn in Falten und wollte gerade Tosans Urteil infrage stellen, als sich das Baby bewegte und die Hände hob.

Nein. Seine Hand. Eine Hand.

»Bei den Göttern«, fluchte Sodar.

Tosan deckte den Säugling wieder zu. »Aegen hat das Kind ausgetragen. Sie war das Gefäß des Keos, und die Gefäße des Keos müssen zerbrochen werden.«

Lana nickte zur Bestätigung der Worte ihres Mannes, und die Aufmerksamkeit des Priesters wanderte zu den blutigen Händen der Weisfrau und dann zu der toten Frau – und jetzt sah er es: Ein dunkelroter Fleck sammelte sich auf der Gebärmatte unter ihrem Schädel.

Sie haben sie umgebracht, durchzuckte es Sodar. *Sie haben Aegen umgebracht, und ich war nicht zur Stelle, um es zu verhindern.*

»Bring dieses Ding weg«, sagte Tosan und reichte den Säugling an Lana weiter. »Du weißt, was zu tun ist.«

Die Weisfrau verneigte sich, und ihre braunen Zöpfe schlangen über ihren Rücken. »Die wilden Tiere des Keos sollen die Söhne des Keos verschlingen.«

»Stell sicher, dass er auch wirklich tot ist. Die wilden Tiere werden nicht vor Einbruch der Nacht zum Fressen herauskommen.«

»Ältester Tosan«, ergriff Kelga das Wort und trat einen Schritt auf den Angesprochenen zu. »Lana möchte vielleicht lieber in die Akademie und zu Eurer neugeborenen Tochter zurückkehren. Ich könnte den Säugling für sie in den Wald bringen.«

Tosan strich sich über seinen dünnen schwarzen Ziegenbart. »Lana?«

»Die Weismädchen können sich an meiner Stelle um Myjun kümmern, solange ich fort bin«, sagte Lana, wischte sich ihre blutverschmierten Hände an der Schaffelldecke des Säuglings ab und tauchte die Decke dann in die Blutlache. »Aber es wäre schön, etwas Gesellschaft zu haben.«

Tosan nickte. »Der Dichtwald ist noch nie ein sicherer Ort gewesen. Du wärest gut beraten, wenn du eine Begleitung hättest, mit der du dir die Nachtwache teilen kannst.« Er warf einen Blick auf das blutige Bündel in Lanas Armen, dann wischte er sich sorgfältig die Handflächen an seinem grauschwarzen

Umfang ab. »Auch der Vater ist ein Gefäß des Keos. Warte, bis er gefesselt ist, und bring den Säugling dann in den Wald.«

Tuor, dachte Sodar. Er wusste, dass der Schmied jetzt bestimmt draußen wartete, um sein Kind zu sehen. *Ich kann ihn nicht im Stich lassen ... aber ich kann nicht ihn und auch das Neugeborene retten.*

»Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Euch hergeben habe, Sodar«, wandte sich Tosan an den Priester und hob die Zelttür an. »Heute wird es für Euch kein Kind zum Segnen geben.« Er hatte das Zelt schon halb verlassen, als er innehielt. »Ich denke jedoch, Ihr solltet bleiben. Es wäre gut für die Dorfbewohner zu sehen, wie ihr Priester ein Gefäß des Keos zerbricht.«

Sodar senkte den Blick und zwang sich, sowohl seine Zunge als auch sein Temperament zu zügeln. »Vergebt mir, Ältester Tosan, aber ich muss ablehnen. Meine Kräfte sind nicht mehr die, die sie einst waren.«

Der Älteste schnaubte und verließ das Zelt. Sodars Antwort überraschte ihn offensichtlich nicht. Kelga machte sich daran, die Decken einzusammeln, die sich auf Aegens Gebärmatte türmten. Kurz darauf hörte Sodar Tosan etwas rufen, das das Getuschel der versammelten Menschenmenge übertönte. Das Zelt wackelte, während sich schnelle Hände daranmachten, es abzubauen. Licht flutete herein, als das Zelt um Sodar und die beiden Weisfrauen herum zusammensackte. Einige Bauern begannen, die einzelnen Zeltwände voneinander zu trennen, und plötzlich lag Aegen für alle Augen sichtbar vor der Menge.

»Aegen?«

Weniger als einen Steinwurf entfernt riss Tuor entsetzt die Augen auf.

»Aegen!« Tuor eilte an die Seite seiner toten Frau, nahm sie in die Arme und drückte ihren schlaffen Leib an seine Brust. »Aegen, Aegen ...«, wiederholte er, einen Talisman gegen die blutige Wahrheit in seinen Armen.

Hinter dem Schmied trat Tosan an den Ältesten Winsor heran, den Ältesten der Ältesten, sowie an ein halbes Dutzend Meister der Akademie. Die Meisteravatare hatten ihre traditionellen blutroten Kittel an, während Winsor das rot-schwarze, mit den entsprechenden Rangabzeichen versehene Gewand eines Rektors trug.

»Fesselt das Gefäß des Keos«, befahl Winsor. »Fesselt und zerbrecht es. Wir dürfen nicht zulassen, dass sich die Verderbnis seiner Gefäße ausdehnt.«

Tuor schaute von Aegens blutüberströmtem Leichnam auf und suchte nach dem Kind, das seine Frau während der vergangenen neun Monate in ihrem Schoß getragen hatte. Er entdeckte die Schaffelldecke in Lanas Armen, gerade als Sodar vor ihn hintrat, sodass er den Säugling nicht sehen konnte.

Ihre Blicke trafen sich, und in diesen Sekunden versuchte der Priester, all das zu übermitteln, was er nicht auszusprechen wagte.

Ich werde ihn beschützen. Ich verspreche es. Ich werde ihn beschützen.

Tuor war bloß noch ein einziges Bündel aus Kummer und Zorn, aber dann schien es, als verstünde er. Nachdem der stämmige Mann nur Momente zuvor noch alle Muskeln angespannt hatte, bereit, um seinen Sohn zu kämpfen, übergab er ihn jetzt in Sodars Obhut. Etwas geschah zwischen den beiden Männern – es war ein stummes Lebewohl, dessen Tiefe nur ein trauernder Vater empfinden konnte.

Und dann hatten sich auch schon die Meisteravatare auf ihn gestürzt. Tuor hielt sie sich lange genug vom Leib, dass er die tote Aegen sanft auf den Boden legen konnte, dann wich er zurück und stieß die ersten Männer weg, die ihn packen wollten. Sodar und die beiden Weisfrauen blieben hinter der Meute zurück, als sich nun auch die übrigen Meisteravatare ins Getümmel stürzten, Tuors Arme und Beine festhielten und ihn mit straffen Seilen fesselten. Selbst gefesselt und machtlos, wie er war, zappelte

der Schmied immer noch mit Händen und Füßen und wand sich gekrümmt über den Boden, bis er seine leblose Frau erreicht hatte. Er bedeckte sie mit seinem breiten Körper, um sie vor dem zu schützen, was nun kommen sollte.

Es stand nicht in Sodars Macht, seinem Freund zu Hilfe zu eilen. Aber Tuor hatte sich geopfert, um seinen Sohn zu retten, und Sodar hatte geschworen, ihn zu beschützen, daher hielt er den Blick unverwandt auf das Bündel in Lanas Armen gerichtet und blieb den beiden Weisfrauen dicht auf den Fersen. Sie hatten bereits den Rand des Dorfplatzes erreicht, als er Winsors greise Stimme hörte, die sich vergebens bemühte, sich über das Gebrüll der Menge zu erheben. Einen Moment später ertönte stattdessen Tosans dröhnender Bariton.

»Ein Sohn des Keos ist unter uns geboren worden«, rief Tosan. »Unsere Pflicht ist klar! Die wilden Tiere des Keos sollen die Söhne des Keos verschlingen. Aber wir haben die Bürde – nein das Vorrecht –, das Gefäß des Keos zu zerbrechen!«

Einige Dorfbewohner quittierten diese Worte mit Jubel, und es fiel Sodar schwer, nicht stehen zu bleiben und nachzusehen, wer da gejubelt hatte. Er wusste, welcher Anblick sich ihm bieten würde, wenn er jetzt zurückblickte, denn er hatte es schon früher miterlebt: Die Dorfbewohner sammelten in diesem Moment Steine, und dann würde allzu bald das Zerbrechen des Gefäßes beginnen.

Sodar zwang sich, sich abzuwenden. Während er gezögert hatte, hatten Lana und Kelga den Platz verlassen. Als die beiden in östlicher Richtung das Dorf durchquerten, folgte ihnen Sodar in unauffälligem Abstand. Er überquerte die Straße und hörte Tuors Schreie, die das Gebrüll der Menge nur weiter anstachelten. »Reinigt uns vom Schmutz!«, gellte eine Stimme. »Gezücht des Keos!«, rief ein anderer, alles begleitet von einem fauchenden Sprechgesang: »Zerbrecht-ihre-Knochen!«

Sodar zwang sich weiterzugehen und versuchte, keine Einzel-

stimmen aus der tobenden Meute herauszuhören. Mit wachsender Entfernung vermischten sich die Schreie zu einem misstönenden mörderischen Lärm, und dann erklang vor ihm ein neues, anderes Heulen. Dieses war hoch, anhaltend und durchdringend – die Laute eines hungrigen Säuglings, voller Angst und allein.

Aber das würde nicht mehr lange so bleiben. Denn Sodar war auf dem Weg zu ihm.

Lana lag still am Rand der Waldlichtung, und ihr Atem hob und senkte sich stetig – sie tat, als würde sie schlafen. Zu ihrer Rechten sah sie, wie sich Kelgas gebeugte Umrisse vom Sternenhimmel abhoben. Die knochendürre alte Weisfrau ging auf und ab, ihre Aufmerksamkeit auf den Säugling gerichtet, den sie in der Nähe eines Gestrüpps aus Schlehdornbüschen abgelegt hatten, doch da war eine ängstliche Nervosität in Kelgas Bewegungen, die Lana beunruhigte.

Zuerst hatte sie gedacht, dass das alte Mütterchen ihr einfach helfen wollen. Das wäre auch nur zu verständlich gewesen, schließlich hatte Lana erst vor einem Monat eine Tochter geboren, und es war ungewöhnlich für Weisfrauen, schon so bald darauf wieder der Hebammentätigkeit nachzugehen. Aber es war ja auch nicht so, als hätte Lana am letzten Erntezug teilgenommen – das wäre selbst für ihren robusten Körper zu viel gewesen. Den Tod eines Sohnes des Keos zu überwachen war dagegen kaum anstrengend. Lana brauchte nur wach zu bleiben, bis die wilden Tiere des Dichtwaldes kamen, angelockt von den Schreien des Kindes und dem Blut auf der Decke des Säuglings.

Doch Kelga hatte hartnäckig darauf bestanden, beim Tod des Kindes dabei zu sein. Das überraschte Lana; nicht weil die ältere Weisfrau schwach und gebrechlich gewesen wäre – Lana hatte die alte Vettel Herausforderungen erdulden sehen, mit denen andere Weisfrauen nicht fertig geworden wären –, sondern weil

Kelga selbstsüchtig und einzelgängerisch war und sich durchweg nicht um andere kümmerte. Lana hatte sogar den Verdacht, dass Kelgas verdrießliche Art der Hauptgrund gewesen war, warum Weismeisterin Kiara sie aufgefordert hatte, dieses Mal nicht am Erntezug teilzunehmen.

Doch nun war Kelga hier und hatte sich erboten, zusammen mit Lana Wache zu halten. Ja sie hatte sogar darauf bestanden, die erste Wache selbst zu übernehmen. Anfänglich hatte Lana abgelehnt, aber Kelga hatte schließlich ihren Kopf durchgesetzt.

Statt zu schlafen, sah Lana zu, wie Kelga zunehmend rastlos wurde, während sich der Wald verdunkelte, und als sich die ältere Frau an einen Baumstamm lehnte, spürte Lana, wie das kalte Kribbeln des Grauens über ihren Rücken kroch. Mit Einbruch der Nacht hatte sich in Lana eine vernunftmäßig nicht zu erklärende Angst breitgemacht. Sie konnte nicht verstehen, woher diese Furcht kam, daher bekämpfte sie sie auf die einzige Art, mit der sie sich zu behelfen wusste: indem sie Kelga beobachtete und vorbereitet war. In ihrer einen Faust hielt sie eine Handvoll Pilzsporen, in der anderen ihr Erntemesser – dasselbe Stilett, das sie zuvor Aegen in den Schädel gerammt hatte.

Sie hörte das leise Rascheln vorsichtiger Füße, die auf die trockenen Ästchen und Blätter hinter ihr traten, und spannte die Muskeln an. Plötzlich wurde ihr klar, dass Kelga sich bewegt hatte.

»Warum stellt Ihr Euch schlafend?«

»Weil ich den Tod fürchte«, hauchte Lana.

»Es ist klug zu fürchten, was wir nicht verstehen«, erwiderte Kelga mit knarrender Stimme. »Aber der Tod kommt zu uns allen.«

»Bringt Ihr ihn jetzt mit Euch?«

Das Lachen der alten Frau war trocken und heiser, und Lanas Angst wuchs. Sie lockerte ihre Decke und bereitete sich auf den Angriff vor. Sie wusste, dass er kommen würde.

»Ihr hättet mich das Kind nehmen lassen sollen«, sagte Kelga.

Lana drehte sich unter ihrer Decke herum und dachte über Kelgas Worte nach, als es ihr plötzlich dämmerte. »Du bist eine Tochter des Keos. Eine Magd des Todes. Die Gerüchte, dass es eine Spaltung gibt ... sie sind wahr.«

»Ich bin keine Magd«, erwiderte Kelga mit ruhiger Stimme. »Der Tod ist mein Schatten. Er folgt mir, wohin ich auch gehe ... und er ist jetzt hier und ruft nach dem Kind.«

Das Weinen des Knaben war verstummt, und es schien, als habe ihn endlich der Schlaf überwältigt. Lana schaute zu dem Säugling im Hain hinüber.

»Und er ruft auch nach Euch.«

Kelga schlug zu. Der Dolch sauste so schnell und mit solcher Wucht herab, dass Lana kaum ausweichen konnte. Die Klinge bohrte sich tief in ihre Schulter und verfehlte nur knapp ihre Brust. Sie krümmte sich, riss sich vom Messer los und warf Kelga die Pilzsporen ins Gesicht.

Die alte Frau schrie und kratzte sich im Zurückfallen mit ihren knochigen Händen Wangen und Augen – aber die Sporen waren sehr wirksam, würgten sie, brachten sie zum Schweigen.

Lana rappelte sich mühsam hoch und stolperte in die Mitte der Lichtung. Sie wusste, dass die Sporen in Kelgas Kehle schnell wachsen und sich ausdehnen würden, bis sie Kelgas Luftröhre zerquetschten und das alte Weib erstickten, daher machte sich Lana das Mondlicht zunutze, um den Schaden zu begutachten, den ihr die alte Frau zugefügt hatte.

Die Wunde war tief. Schlimmer noch, Lana hatte den Muskel zerfetzt, als sie sich von Kelgas Messer losgerissen hatte. Wenn sie die Blutung nicht sofort stillte, würde sie den Rückweg nicht überleben. Lana riss einen Streifen von ihrer Decke ab, ein Ende zwischen den Zähnen, und machte sich daran, ihren verletzten Arm zu umwickeln.

»Eure Instinkte sind vorbildlich«, krächzte Kelga.

Lana drehte sich um und sah Kelga auf die mondbeschienene Lichtung taumeln. Erbrochenes hing an den Lippen der Weisfrau, doch sie atmete ohne Mühe. Offenbar hatte Lana schlecht gezielt. Statt die alte Frau zu ersticken, hatten die Sporen Kelgas Augen in Mitleidenschaft gezogen: Sie waren nun getrübt und von der gleichen Farbe wie Kelgas knochenbleiches Haar. Lana wich vor der wahnsinnig gewordenen Weisfrau zurück und bemerkte, dass Kelga ihr mehr mit den Ohren als mit den Augen folgte.

»Du bist eine blinde Verräterin, Kelga, und die Salbung, die du erhalten hast, damit du Chaenbalu finden kannst, ist nun zunichtegemacht worden. Du kannst nie wieder ins Dorf zurückkehren.«

Kelga lachte gackernd und erhob ihre entstellte Stimme. »Ich habe auch nie vorgehabt zurückzukehren. Ich habe mein ganzes Leben lang auf diesen Neugeborenen gewartet, und ich werde ihn für immer aus diesem hinterwäldlerischen Dorf fortbringen.« Sie kroch näher an Lana heran, ihr Messer immer noch angriffsbereit gezückt.

Lana wich zurück und eilte zu dem Kind am Rand des Hains. Was immer Kelga vorhatte, sie wollte den Säugling am Leben erhalten, und sie hatte nicht geaugnet, eine Tochter des Keos zu sein. Lanas beste Aussicht auf Erfolg bestand darin, das Kind auf der Stelle zu töten. Zielstrebig hastete sie auf es zu.

Wenn ich es töte, überlegte sie, sind ihre Pläne durchkreuzt, und ich kann nach Chaenbalu zurückeilen. Es war der sicherste Weg. Lana verspürte keinerlei Verlangen, gegen die alte Frau zu kämpfen. Sie war jetzt blind, aber Lana konnte nur noch von einem Arm Gebrauch machen, und sie hatte keine Ahnung, welche Tricks die alte Vettel womöglich noch auf Lager hatte.

Kelga spürte Lanas Absichten und versuchte, sie einzuholen, aber Lana kam ihr zuvor. Fest und gezielt stach sie mit ihrem Stilet zu.

Die Klinge traf nur auf Luft und Erde. Das Baby war fort.

Lana drehte sich um und suchte nach ihm, aber von dem Neugeborenen war nirgends eine Spur zu entdecken.

Einen Moment später stürzte sich Kelga schreiend auf sie und hieb auf sie ein. Ihr gekrümmtes Messer beschrieb eine weit ausholende Bewegung, während Lana rasch zurückwich, um nicht von der Klinge getroffen zu werden. Im gleichen Moment traf Kelgas leere Hand Lanas Brust und schleuderte sie in das Schlehengestrüpp hinter ihr. Dutzende der spitzen schwarzen Nadeln durchstachen ihre Schenkel, ihren Rücken und ihre Arme, und die gekrümmten, zwei Zentimeter langen Dornen der Schlehen hielten sie fest. Lana kämpfte, um sich aus dem Gestrüpp zu befreien, doch weitere scharfe Stacheln gruben sich tief in ihr Fleisch. Sie schrie auf – ein Heulen aus Angst, Frustration und Schmerz, das zu einem spuckenden Husten wurde, als die Dornen ihre Brust immer stärker einschnürten.

Kelga kam auf sie zugehumpelt, eine Silhouette im Mondlicht, bis ihre ausgestreckte Hand den Schlehenstrauch berührte. Ihre milchigen Augen starrten zum Himmel empor, und sie senkte ihr Ohr in Richtung Lana. Kelga kicherte gackernd, dann beugte sie sich hinab, um sich den Säugling zu holen, der nicht mehr da war.

»Was hast du mit ihm gemacht?«, blaffte Kelga. Ihr Kopf drehte sich herum, als versuche sie, den Säugling mit einem sechsten Sinn ausfindig zu machen. »Wo ist das Gefäß?«, schrie sie.

Lana wollte lachen, doch es kam nur neues Husten heraus. Stattdessen spuckte sie die Frau an und schmeckte Blut. »Keos hat ihn sich geholt«, knurrte sie. »Ich hoffe, er holt dich ebenfalls.«

»Es gibt schlimmere Arten zu sterben als durch Blutverlust und Schlehendornen«, fauchte Kelga und streckte die Hand mit ihrem gekrümmten Messer aus, bis es Lanas Brust traf. »Wo ist

das Kind?«, fragte sie scharf. Das Messer bohrte sich in Lanas Fleisch, bis sie einen blutigen Schrei ausstieß.

Ein massiver Stab wurde aus der Dunkelheit geschwungen, traf Kelga am Rücken und ließ die Weisfrau in die Knie gehen. Heulend wirbelte die alte Frau herum, dann riss sie den Arm hoch und zeigte mit knochigen Fingern auf ihren unsichtbaren Angreifer.

»*Bàsaich!*«

Der Stab flammte silbern auf und verblasste dann zu einem dumpfen Schimmer in der Dunkelheit. Lana kniff blinzeln die Augen zusammen, versuchte, ihren Retter zu erkennen, und erschrocken sah sie den Dorfpriester auf die mondbeschienene Lichtung treten.

»Sodar?« Sie traute kaum ihren Augen, erst recht nicht, als sie das Schaffellbündel in den Armen des alten Mannes sah. »Was ... was tut Ihr da?«

Der Priester kam auf Kelga zu, sein Stab kampfbereit, und die blinde Frau wich über die dicht mit Klee bewachsene Lichtung zurück. Sobald Sodar nah genug war, um sie mit seinem Stab treffen zu können, warf Kelga ihr Messer nach dem Bauch des Priesters. Er schlug die Klinge mit einer Drehung seines Kampfstabs beiseite, dann ließ er das massive Eichenholz auf den Kopf der Frau niederkrachen. Kelga brach unter dem Hieb zusammen, und Sodar hob den Stab noch einmal, diesmal hoch über seinen Kopf, bereit, den Schädel der alten Frau zu zertrümmern. Aber sie bewegte sich nicht mehr. Sodar zögerte, dann ließ er die hölzerne Waffe sinken und wandte sich wieder Lana zu.

Lana hörte das verfluchte Baby in der Schaffeldecke krähen. »Schnell«, keuchte sie und schmeckte Blut. »Ihr müsst mir helfen, den Sohn des Keos zu vernichten und die Akademie zu warnen. Töchter des Keos sind in den Kreis der Weisen eingedrungen.«

Der Priester rührte sich nicht. Stattdessen starrte er Lana mit stechenden Augen stirnrunzelnd an. »Es steht Euch nicht zu,

Forderungen zu stellen, Lana ban Tosan.« Er warf einen kurzen Blick auf die bewusstlose alte Frau. »Ihr habt gesagt, Kelga habe die Fähigkeit verloren, nach Chaenbalu zurückzukehren.« Lana nickte, dann hustete sie, und helles Blut benetzte ihre Lippen. »Aber sie könnte dennoch zurückkehren«, fuhr Sodar fort, »wenn sie einen Führer hätte.«

Ein heftiger Druck legte sich um Lanas Brust, und sie keuchte auf. »Wer würde denn ausgerechnet sie zurückbringen? Sie wollte ... den Sohn des Keos retten.«

»Und genau deshalb lasse ich sie am Leben.« Der Priester richtete den Blick wieder auf Lana. »Aber Ihr hättet den Jungen genauso schnell getötet, wie Ihr Aegen getötet habt.« Sodar schüttelte den Kopf, und sein grauweißer Bart strich dabei fast zärtlich über das Gesicht des Neugeborenen. »Wenn Kelga nicht ins Dorf zurückkehren kann, stellt sie auch keine Bedrohung dar. Mit Odars Segen findet sie vielleicht sogar aus dem Dickicht des Dichtwaldes heraus, bevor die wilden Tiere sie verschlingen. Doch bei dir sieht es anders aus. Denn wenn ich dich am Leben lasse, würdest du uns beide verraten.«

Lana blinzelte. Ihre Sicht trübte sich zunehmend, und Blut sickerte ihr aus dem Mund.

»Ich hatte befürchtet, dich töten zu müssen«, fuhr Sodar fort, »aber es scheint, als hätte mir Kelga das abgenommen.«

Die kühlen grauen Augen des Priesters hielten Wacht, während die Welt um Lana herum kälter wurde, und sie begriff, dass sie hier sterben würde, ohne ihren Mann und ihre Tochter je wiederzusehen. Sie sackte zurück, und diesmal konnte nicht einmal das Stechen der Schlehendornen sie wieder wecken.

TEIL 1

Am einunddreißigsten Tag des Drittmondes, hundert Jahre nach dem Tod von Myahlai dem Täuscher, kamen die Götter und ihre Kinder zusammen, um den Tag zu feiern, da das Böse aus Luquatra vertrieben worden war. Und in den Tagen, die diesem hundertsten Jahrestag vorausgingen, sah Keos das Glück all ihrer Anhänger, und er schlug vor, dass er, Lumea und Odar sich ihren Anbetern beim Feiern anschließen sollten.

Doch Odar, der älteste und weiseste der Götter, war dagegen, weil er der Meinung war, dass es kein guter Gedanke sei, sich in die fröhliche Feier ihrer Kinder zu mischen. Stattdessen schlug Odar vor, dass sich die Götter am nächsten heiligen Festtag gegenseitig beschenken sollten – und so kam es zum ersten großen Regaleus.

Es war nun zwei Tage vor dem festgelegten Datum, als Keos sich tief in Gedanken versunken seinem älteren Bruder näherte. Odar, der das Ungemach seines Bruders spürte, fragte, was ihn quäle. Und Keos antwortete: »Es handelt sich um das Geschenk für unsere Schwester. Was vermag man einer Göttin zu geben, die selbst der Sonne gebieten kann? Alle Dinge trachten danach, ihr Freude zu bereiten, und es mangelt ihr an nichts; das Glück unserer Schwester ist vollkommen.«

Und Odar antwortete: »Erfreut sich eine Mutter denn nicht an den Gaben ihrer Kinder? Dann lass uns Lumea schenken, was sie und ihre Anbeter mit Freuden miteinander teilen mögen.«

Und Keos erschienen diese Worte weise, und er fragte: »Hast du ein Geschenk für unsere Schwester?«

Und Odar erwiderte: »Nein, denn ich besitze weder die Begabung noch die Fertigkeit, um eines zu erschaffen. Aber vielleicht ist es vom Schicksal bestimmt gewesen, dass du am heutigen Tage zu mir gekommen bist, denn du bist begabt in allen Fertigkeiten, und ich hatte mir überlegt, Lumea und ihren Kindern eine aus Lehm gebrannte Flöte zu schenken, denn sie alle ergötzen sich an Gesang und Tanz.«

Und Keos war erfreut, diese Worte zu hören, denn er war in der Tat mit einem mächtigen Talent in allen Dingen gesegnet, die t'rasang betrafen; er verfügte über die Macht, Dinge zu formen, die aus Lehm und Stein geschaffen waren, aus Metall und Holz und aus Blut und Knochen. Und so geschah es, dass Keos und Odar übereinkamen, ein gemeinsames Geschenk für ihre Schwester Lumea zu schaffen.

Als nun aber Keos sich an seine Schmiede in Thoir Cuma setzte, wurde der Gott des t'rasang von Zweifel und Zögern geplagt, denn er betrachtete Lehm als niedere Substanz, nicht tauglich, um daraus die wunderschöne Flöte zu schaffen, die er für seine Schwester ins Auge gefasst hatte. Also schmiedete Keos die Flöte statt aus Lehm aus purem Gold, heraufbefördert aus den tiefsten Erzadern der Welt. Als er fertig war, zeigte Keos die Flöte Odar, und dieser sah die Veränderungen, die Keos vorgenommen hatte. Und Odar war nicht erzürnt und gab der goldenen Flöte seinen Segen.

Am Tag vor dem Fest kam Lumea zu Keos und fragte ihn, welches Geschenk sie denn ihrem Bruder machen könnten. Und Keos erinnerte sich an die Weisheit Odars und sagte: »Erfreut sich nicht ein Vater an den Gaben seiner Kinder? Dann lass uns Odar schenken, was er und seine Kinder mit Freuden miteinander teilen mögen.«

Und Lumea fragte: »Welches Geschenk würdest du unserem Bruder geben? Denn er ist über sein Alter hinaus weise, und seine Kinder sind allzeit gesegnet.«

Und Keos erwiderte: »Ich bin im Geheimen zu unseren Anbetern gegangen und habe ihre Werke betrachtet, ja selbst die Werke der Kinder Odars, und ich habe ein Geschenk erblickt, das unseres Bruders würdig wäre: einen Stab, der den Bejahrten zur Anerkennung ihrer Weisheit verliehen wird und den Königen, um ihre Macht und Herrschaft zu symbolisieren.«

»Ja«, pflichtete Lumea ihm bei. »Lass uns einen Stab für unseren

älteren Bruder machen, denn ist ein Gott nicht ein König unter seinem Volke? Und ist er nicht weise über sein Alter hinaus? Und vielleicht werden sogar noch seine Kinder diesen Stab schwingen und ihn als ein Zeichen der Segnungen Odars und seiner Gunst ansehen.« Und so entschieden Keos und Lumea, den Stab des Odar zu schaffen.

Nun war es Lumeas Wunsch, dass der Stab aus Holz gefertigt werden sollte, denn sie fand große Freude an den Wäldern Luquatras, am Duft der Kirschblüten und an der kräftigen Eiche, und ihre Anhänger tanzten häufig auf den Waldwiesen. Aber als sich Keos zu seiner Schmiede begab, befelen ihm erneut Zweifel, und er fürchtete, dass, wenn der Stab aus Holz gefertigt würde, Odar ihn mit Lumeas goldener Flöte messen und eifersüchtig sein würde. Also schmiedete Keos Odars Stab statt aus Holz aus dem kostbarsten Silber, heraufbefördert aus den tiefsten Erzadern Luquatras. Als er fertig war, zeigte Keos Lumea den Stab, und Lumea sah die Veränderungen, die Keos vorgenommen hatte. Und Lumea war nicht erzürnt und gab dem silbernen Stab ihren Segen.

Dann kam der Tag, an dem sich die Götter gegenseitig ihre Geschenke überreichen wollten. Sie beschlossen, dass Lumea ihr Geschenk als Erste erhalten sollte, daher traten Keos und Odar vor und reichten ihr die goldene Flöte. Und als die Göttin das ausnehmend schöne Instrument sah und spürte, dass sowohl Keos als auch Odar ihre Macht hatten hineinfließen lassen, weinte sie Tränen des größten Glücks. Als Zeichen, dass sie ihr Geschenk annahm, hob Lumea die Flöte an die Lippen und spielte das lieblichste Lied, das die Welt je vernommen hatte, und eine lieblichere Melodie ist seither nicht wieder erklungen, mit Ausnahme einer einzigen. Sie spielte mit Freude, Leidenschaft und Leben und legte ihr Herz und ihre Seele in die Flöte, erfüllte sie mit lumen, bis sie erglühete und all jene, die ihre Musik hörten, von ihr in Bann gezogen wurden.

Als das Lied zu Ende war, trat Lumea zurück und dankte ihren Brüdern für das wunderbare Geschenk, das sie ihr und ihren Anhängern gemacht hatten.

Dann überreichten Lumea und Keos den Silberstab, und als Odar ihn sah, verstand er seine Bedeutung und wurde von Demut erfüllt. Er nahm das Artefakt in die Hände, spürte seine Macht und war erfreut. Er sagte: »So wie dieser Stab die Kraft von Keos und die Liebe von Lumea in sich trägt, so will ich meine eigene Tugend in ihn hineingeben.«

Mit diesen Worten hob Odar den Stab über den Kopf und beschwor die Macht von quaire, des Geistes von Luft, Wasser und Eis. Und als er fertig war, erglänzte der Silberstab in einem Ehrfurcht gebietenden Schimmer, der noch stärker war als der des puren Silbers, aus dem ihn Keos geschmiedet hatte.

Dann sagte Odar zu seinen Geschwistern: »So wie ihr mir diesen Stab geschenkt habt, so schenke ich ihn nun meinen Anhängern, auf dass sie sich seiner in Weisheit und Wahrheit bedienen mögen. Er soll ein Zeichen der Segnungen Odars und meiner Gunst sein.« Und Keos und Lumea waren erfreut.

Dann kam die Zeit für Keos, sein Geschenk zu empfangen. Mit großer Sorgfalt legte Odar seinen Stab nieder und nahm seinen Platz neben Lumea ein. Dann trat Lumea vor, öffnete den Mund und begann zu singen. Und es wurde gesagt, dass kein Ohr jemals so wundersame Dinge gehört habe, wie Lumea sie für Keos sang; und keine menschliche Zunge kann die Worte formen, die sie sang; noch kann ein Mensch das Glück erfassen, welches die Seelen jener erfüllte, die ihr Lied vernahmen.

Als Lumea nun aber mit dem Lied fertig war, trat sie zurück und schaute ihren Bruder an, flehentlich auf seinen Beifall bedacht. Doch da war nichts in Keos' Zügen; da waren weder Freude noch Lachen, weder Leben noch Liebe. Stattdessen war er verwundert, und eine Traurigkeit erfüllte ihn, die sich zuerst in Ungläubigkeit verwandelte und dann in kalten Zorn. Und

Keos hob das Gesicht, sah seine Geschwister an und fragte: »Ist das alles, was ihr für mich habt, meine Familie?«

Und Lumea antwortete: »Dies ist dein Geschenk.«

Und Keos war erzürnt und sagte: »Ich habe größte Anstrengungen unternommen, um euch Geschenke zu machen, mein Bruder und meine Schwester. Ich habe die tiefsten Adern der Welt nach ihren kostbarsten Erzen durchforscht und mächtig an meiner Schmiede gearbeitet, auf dass ihr euch an euren Geschenken erfreuen möget. Und eurerseits schenkt ihr mir nichts als ein Lied?«

Dann trat Odar vor und antwortete: »Nein, denn dies ist kein bloßes Lied, Bruder. Ich habe lange daran gearbeitet, seine Worte auszuwählen, die heilige Worte der Macht sind; und deine Schwester hat daran gearbeitet, dass seine Musik dem Herz Leben und dem Geist Licht bringen möge. Es ist unser Geschenk an dich, und sein Wert übersteigt den von bloßem Gold und Silber.«

Aber Keos war von Zorn erfüllt und wandte sich ab, entfremdete sich von seinen Geschwistern. Und von dieser Zeit an hieß es, dass das Schenken großes Unheil mit sich brächte.

»Das Erste Regaleus«, Auszug aus dem *Buch Odar*

Und Keos kehrte an seine Schmiede in Thoir Cuma zurück, wo seine Verbitterung ihn aufzehrte und er jeden Trost verweigerte. Sobald er dort angelangt war, stieg er hinab in das Herz von Luquatra und durchforschte seine Tiefen auf der Suche nach einem Metall, das kostbarer war als Gold. Und in den Tiefen der Berge, in den großen Abgründen unter der Erde, fand Keos ein Überbleibsel von aqlumera, dem Element, aus dem die Welt geschaffen wurde. Und es war sowohl Feuer als auch Eis, Flüssigkeit und Metall; und ihm

entstammten die drei Älteren Götter, und aus ihm hatten sie Luquatra erschaffen.

Und Keos nahm das aqlumera, legte es auf seine Schmiede und schuf für sich selbst das Werkzeug, das er am meisten begehrte: einen Hammer. Denn sein Glück war am größten, wenn er Dinge des t'rasang erschuf. Und er nannte ihn die Hand des Keos, denn er ließ viel von seiner Macht in den Hammer fließen.

Und viele Jahrhunderte verstrichen seit dem ersten Regaleus, und die Bewohner von Luquatra wurden in großem Maße von den Göttern gesegnet. Und sie wurden im Stolz ihrer Herzen und in den Traditionen ihrer Kulturen erhoben, sowohl die Dariten wie die Ilumiten und ebenso die Terraner. Und Zwistigkeiten erhoben sich unter den Menschen, was Fragen von Lehre und Herrschaft betraf, und sie gaben sich Könige und errichteten untereinander Königreiche. Und so endete das Zeitalter der Götter, und es begann das Zeitalter der Könige. Als nun Odar und Lumea die Veränderungen sahen, die über ihre Völker gebracht worden waren, gingen sie hinab zu ihren Anhängern, gaben ihnen Ratschläge und unterwiesen sie darin, friedfertig und demütig zu sein. Und je besser diese Menschen auf sie hörten, desto mehr wurden sie gesegnet. Und die Flöte der Lumea und der Stab des Odar wurden an viele der Ilumiten und Dariten weitergereicht. Und diese wurden Daltas genannt oder Kindgötter, denn sie machten von den Artefakten der Götter Gebrauch und waren gesegnet mit göttlicher Macht. Aber die Terraner wurden während dieser Zeit von Keos nicht beraten oder unterwiesen, denn sein Zorn verzehrte ihn immer noch. Und seine Kinder wurden zu einem kriegerischen Volk, das zu Wildheit und Sinneslust neigte. Und statt Werkzeuge und Instrumente zu fertigen, begannen sie, Waffen und Rüstungen zu schmieden, und putzten sich mit allen möglichen feinen Gewändern und Schmuckstücken heraus. Und als Keos sich

endlich von Thoir Cuma erhob und auf die Werke seines Volkes schaute, war er nicht erzürnt, sondern froh. Und er wurde ein launischer Gott, der dazu neigte, jene zu segnen, die Kraft und Schönheit besaßen, und seine Gunst jenen zu schenken, die gut kämpften und voller Leidenschaft waren.

Und es begab sich, dass viele Jahre verstrichen waren, wahrhaftig, es waren sogar sechshundert Jahre verstrichen seit dem ersten Regaleus. Und es waren siebenhundert Jahre seit dem Tag, da Myahlai, die Inkarnation der Entropé, aus Luquatra verbannt worden war.

»Der Sturz des Keos«, Auszug aus dem *Buch Odar*

Kapitel 1

»Annev! Wach auf.«

Annev rollte sich von der Stimme weg, doch ein heftiger Stoß in die Rippen ließ ihn vollends erwachen.

»Autsch!«

»Steh auf«, zischte Sodar und stupste Annev ein zweites Mal. »Du kommst sonst zu spät zum Unterricht.«

Annev fuhr hoch und warf den Berg von Decken von sich. »Ich bin wach! Ich bin auf!« Er sprang aus dem Bett und erschauerte, als seine Füße den eiskalten Boden berührten. Dann streckte er sich, erschauerte noch einmal und atmete den strengen Geruch von Schweiß ein, vermischt mit dem Duft nach Stroh, Erde und Zimt. Naserümpfend gähnte er.

Da die Fensterläden geschlossen waren, kam das einzige Licht von der flackernden Kerze gleich draußen vor seiner Schlafzimmertür. Sobald sich seine verschlafenen Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er den Priester vor sich stehen, den Stab in der Hand.

»Komm schon!«, blaffte Sodar. Dann zögerte er, und seine Züge wurden weicher, als er Annev in seiner Unterwäsche betrachtete. »Du brauchst heute die Kapelle nicht zu fegen. So wie es aussieht, hast du ja kaum Zeit, dich zu waschen.«

Trotz der Kälte grinste Annev. »Ich habe genug Zeit«, sagte er, öffnete die Truhe neben seinem Bett und zog einen fleckigen beigefarbenen Kittel und ein entsprechendes Paar Kniehosen heraus. Der ungebleichte Stoff war einst beinahe weiß gewesen, aber jetzt wirkten seine Akademiegewänder eher braun.

»Wie du meinst«, erwiderte Sodar und bedeutete ihm, sich zu beeilen. »Wasser, Herd, Kessel. Wenn du fertig bist ...«

»Ich weiß, ich weiß.« Annev zog seine Kniehose an. »Die Falten überprüfen und die Kapelle fegen. Jeden Tag das Gleiche.«

»Fast jeden Tag«, korrigierte Sodar. Als Annev aufblickte, sah ihm Sodar in die Augen. »Heute ist die erste Regaleusnacht. Und morgen ist der Prüfungstag. Der letzte Prüfungstag.« Die Worte hingen in der Luft, schwer und bedeutungsschwanger.

Annev nickte, und sein Gesicht wurde ernst. »Ich habe es nicht vergessen.«

Sodar sah ihn an. »Gut. Dann beeil dich. Ich mache so lange die Wassersäcke für dich fertig. Wenn du dann Wasser holen gehst, fange ich zu zählen an, sobald du diesen Raum verlässt.« Der Priester ging.

Prüfungstag, dachte Annev und schnürte seine Kniehose. *Die letzte Prüfung des Urteils*. Während der nächsten drei Tage war Regaleus, das Fest, das den Beginn des Frühlings anzeigte, und das bedeutete, dass morgen für Annevs Klasse die letzte Gelegenheit war, die Prüfung abzulegen – die letzte Möglichkeit für sie alle, sich den Avartitel zu verdienen.

Annev wog seine Aussichten ab, sich endlich seinen Titel zu sichern – und seufzte.

Die Akademie hielt für die Schüler am Ende eines jeden Monats eine Prüfung ab, deren Sieger sofort vom Akolythen des Glaubens zum Avatar des Urteils befördert wurde. Monat für Monat konnte das nur einem Schüler gelingen, und nachdem sie nun an vierzehn Prüfungen teilgenommen hatten, hatte sich weniger als die Hälfte von Annevs Klassenkameraden den begehrten Rang verdient. Es hätten mehr sein können, aber wer Avatar geworden war, war deshalb noch nicht von einer Teilnahme auch an der nächsten Prüfung des Urteils ausgeschlossen. Daher traten Jungen, die bereits gewonnen hatten, immer wieder gegen jene an, denen das bisher noch nicht geglückt war.

Es ist ungerecht, dachte Annev – nicht zum ersten Mal. Vor allem da mein Erntejahrgang der größte ist, den es je an der Akademie gegeben hat.

Annev gürtete seinen Kittel und zog seine weichen Lederstiefel an. Während er sie schnürte, dachte er an seine beiden Freunde – einen mageren Knaben namens Therin und einen pummeligen kleinen Jungen namens Titus –, von denen sich bisher ebenfalls keiner den Avartitel verdient hatte. Der Gedanke an sie schmerzte Annev, denn er führte ihm vor Augen, dass er in der letzten Avatarprüfung auch gegen seine beiden Freunde antreten würde. Es schien zudem unwahrscheinlich, dass einer von Annevs Freunden gewinnen würde, denn keiner von ihnen tat sich im körperlichen Kampf besonders hervor. Therins Stärken waren vielmehr Heimlichkeit und Hinterlist, während Titus einfach nicht mithalten konnte. Titus, fast zwei Jahre jünger als Annevs übrige Klassenkameraden, war erst durch einen späteren Erntezug an die Akademie gekommen und dann aufgrund seiner Begabungen in den weniger körper- und kampfbetonten Wissensbereichen, wie sie die Ältesten lehrten, also in Geschichte, Haushalten, Landwirtschaft und Arithmetik, in Annevs Klasse versetzt worden. Aber dieses Überspringen der Klassen war an eine Bedingung geknüpft gewesen: Konnte Titus die Prüfung zum Avatar des Urteils nicht mit seinen älteren Klassenkameraden zusammen bestehen, bekäme er überhaupt keinen Abschluss.

Kein Schüler war je der Akademie verwiesen worden, doch jenen, die die Prüfung des Urteils nicht bestanden, blieb es verwehrt, jemals Meisteravatare zu werden. Stattdessen wurden sie Kastellane, und für Annev gab es keine größere Strafe: Kastellane konnten sich niemals für den höchsten Rang eines Ältesten der Akademie qualifizieren, sie durften die Akolythen nicht unterrichten, sie durften nicht heiraten, und sie waren im Grunde nichts als Diener der Meister und der Ältesten; ihren Launen

ausgeliefert, mussten sie sklavisch alle Aufgaben erledigen, die der Meister der Arbeit als für sie passend erachtete.

Doch das war noch nicht einmal das Schlimmste. Das nämlich bestand darin, dass Avatare, sobald sie Meister geworden waren, auf Einsätze zur Beschaffung von Artefakten ausgesandt wurden, während die Kastellane Chaenbalu niemals verlassen durften. Sie verbrachten ihr ganzes Leben als Gefangene des Dorfes.

Besonderes Mitleid hatte Annev immer mit Markov, einem Kastellan, der den größten Teil seiner Tage damit verbrachte, Meister Narach dabei zu helfen, die Artefakte im Gewölbe der Verdammnis zu katalogisieren. Einige Jahre zuvor hatte in Chaenbalu eine Seuche gewütet, der viele Menschen zum Opfer gefallen waren, darunter ein großer Teil der älteren Schüler, Weisfrauen und Meisteravatare der Akademie. Markov war einer der wenigen Glücklichen gewesen, die zwar krank geworden waren, aber überlebt hatten. Bedauerlicherweise war er zu krank gewesen, um an den meisten Prüfungen seiner Ernte teilzunehmen, und als er endlich wieder ganz gesund war, war seine Chance dahin gewesen.

Annev zog ein Paar schwarzer Handschuhe hervor, starrte sie an und bemerkte, dass der linke abgenutzt war als der rechte. Er zuckte die Achseln, warf den zweiten Handschuh in seine Truhe zurück und zog den abgetragenen Handschuh bis an den Ellbogen hinauf. Er trug nicht immer nur einen einzelnen Handschuh, aber doch oft genug, dass es die Meister und die Ältesten inzwischen als eine persönliche Eigenart hinnahmen.

Bekleidet und bereit ging Annev in die Küche, wo Sodar ihm zwei dicke lederne Wassersäcke zuwarf. Annev fing sie reflexartig auf.

»Eins«, begann der Priester. »Zwei ...« Noch bevor Sodar bei drei angelangt war, war Annev auch schon durch die Küchentür verschwunden und rannte an den Bankreihen der Kapelle vorbei, um dann die Tür nach draußen aufzureißen. Er stolperte in

der fast völligen Dunkelheit, richtete sich gerade rechtzeitig wieder auf, um nicht hinzufallen und sich das Knie aufzuschlagen, und flitzte in den frühen Morgen hinaus.

Annevs Arbeitsablauf war jeden Tag der gleiche: zum Brunnen in der Mitte des Dorfes laufen und dann mit so viel Wasser zurückrennen, wie er tragen konnte. Unterdessen saß Sodar in aller Gemütsruhe in der Küche und zählte die Sekunden bis zu Annevs Rückkehr. Das Ganze war als Ergänzung zu Annevs Akademieausbildung gedacht, aber während des ersten Jahres hatte Annev kaum mehr darin gesehen als eine zermürende Pflicht. Er hatte sich so lange darüber beklagt, dass Sodar schließlich ein Spiel daraus gemacht hatte.

»Bring genug Wasser mit, um den Krug dort zu füllen«, hatte Sodar gesagt und auf einen großen Tontopf in der Ecke der Küche gedeutet. »Du muss ihn gefüllt haben, bevor ich bis fünfzehnhundert gezählt habe.«

»Und was bekomme ich, wenn ich das mache?«, hatte ein frecher achtjähriger Annev gefragt.

»Du darfst es trinken.«

Annev hatte die Stirn in Falten gelegt. »Das kann ich jetzt auch tun.«

»Nicht mehr, nein.« Und Sodar hatte abgewartet, bis Annev seine Worte verarbeitet hatte.

»Du willst mir nicht erlauben, unser Wasser zu trinken?«, hatte Annev ungläubig ausgerufen. »Das Wasser, das ich dir bringe? Das Wasser, das ich tragen muss?«

Sodar hatte gelächelt. »Langsam kapiertst du es.«

Und es war auch kein Scherz gewesen. Am Tag nachdem Sodar sein kleines Spiel vorgeschlagen hatte, hatte sich Annev auf dem Rückweg zur Kapelle absichtlich Zeit gelassen. Damals hatte er das Wasser noch in Eimern getragen und gedacht, wenn er nur schön langsam ginge, würde er weniger Wasser verschütten und kein zweites Mal gehen müssen. Darin hatte er recht

gehabt – er hatte den Wasserkrug bis an den Rand füllen können –, aber da hatte Sodar schon bis zweitausend gezählt. Als Annev dann Anstalten machte, sich eine Kelle Wasser zu schöpfen, war Sodars Stab auf seine Hand gekracht und hatte die Kelle quer durch den Raum geschleudert.

»Autsch!«, hatte Annev geschrien und sich seine geschundene Hand gerieben. »Bei Odars Eiern! Was habe ich denn getan?«

»Hüte deine Zunge!«, hatte ihn Sodar getadelt und nach der Kelle gegriffen. »Und du weißt ganz genau, was du getan hast. Regeln sind Regeln. Kein Wasser aus dem Krug.« Und damit hatte sich die Sache. Kein Wasser zum Trinken oder um sich Gesicht und Hände zu waschen. An jenem Morgen hatte er das Haus besonders früh verlassen – durstig und stinkend –, sodass er vor dem Unterricht noch am Dorfbrunnen haltmachen und einige Hände voll Wasser schöpfen konnte.

Seither hat er sich kaum einmal mehr verspätet.

Während Annev durch das schwache Licht der beginnenden Dämmerung auf den Brunnen zuspurtete, schlang er sich die breite Lederschlinge um den Hals und legte sich die leeren Wassersäcke auf den Rücken.

Diese Säcke waren sein Einfall gewesen, und er war auf diese Idee besonders stolz. Nachdem er monatelang Blasen an den Händen gehabt und außerdem einige Male gestolpert war und das Wasser aus den Eimern verschüttet hatte, hatte sich Annev an den Dorfgerber Elias gewandt und gefragt, ob er denn einen wasserdichten Sack für ihn anfertigen könne. Am Ende der Woche hatte Annev zwei dieser Säcke gehabt und das Wasser nach Hause gebracht, bevor Sodar bis fünfzehnhundert hatte zählen können.

»Gut gemacht«, hatte Sodar schließlich gesagt, nachdem Annev das Wasser zwei Wochen lang beizeiten zurückgebracht hatte. »Schauen wir mal, ob du den Krug füllen kannst, bevor ich bei dreizehnhundert bin.«

Und so ging es weiter. Jahr um Jahr. Jedes Mal wenn Annev eine Methode fand, seine Zeit zu verbessern, setzte Sodar die Grenze herunter, bis zu der er zählte. Als Annev schneller darin wurde, das Wasser aus dem Brunnen hochzuziehen, sank die Zahl auf zwölfhundert. Als sich seine Ausdauer verbesserte, wurde sie erneut niedriger, und als es Annev gelang, im Rennen so über den Boden zu gleiten, dass die Wassersäcke nicht mehr gegeneinanderstießen, senkte Sodar die Zahl auf tausend herab.

Annev begann mit seiner eigenen Zählung, sobald er den Brunnen erreicht hatte. Nachdem er sich beide Säcke über die Brust gehängt hatte, trat er gegen den Riegel, durch den die Handkurbel festgehalten wurde, und lauschte dann, wie der Eimer in die nassen Tiefen hinabpolterte. Sobald es unten aufspritzte, schlug er auf die Kurbel und begann sie zu winden.

»Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Sieben.« Nach neunzehnmalem kräftigem Kurbeln tauchte der Eimer aus der Dunkelheit auf. Annev ließ den Arretierriegel wieder fallen, griff über den Brunnenrand und tauchte das eine Ende seiner Schlinge in den Eimer. Sobald der erste Sack voll war, schnürte er ihn fest zu und trat wieder gegen den Riegel, sodass der Eimer erneut in die Dunkelheit hinabsauste. Er drehte die Kurbel gerade zum achten Mal, als etwas auf der anderen Seite des Dorfplatzes seine Aufmerksamkeit erregte. Annev blickte auf und sah im gleichen Moment ein gelbes Kleid und eine weiße Schürze in Greusiks Schusterwerkstatt verschwinden. Sein wildes Kurbeln verlangsamte sich.

Betrachtet mich da jemand?, fragte er sich. Es konnte nicht Greusiks Frau gewesen sein – sie war nicht der Typ, um einem Jungen nachzustellen, und sie besaß nichts Leuchtenderes als das rotbraune Kleid, das sie für ihre Besuche in der Kapelle anzog –, aber es hätte womöglich Myjun sein können.

Die Tochter des Rektors hatte vor über einem Monat ein gelbes Kleid getragen, als sie Annev in die Gasse hinter der Bäckerei

gewinkt hatte. Myjun hatte ihn an die Wand gelehnt, und während sein Herz wie verrückt hämmerte, hatte sie ein Stückchen Kreide aus ihrer Schürze gezogen und seine Hand gegen die roten Ziegelsteine gedrückt. Mit von ihm abgewandtem Blick hatte sie sorgfältig die Umrisse seiner Hand an die Mauer gezeichnet. Als sie damit fertig war, war sie ganz rot geworden, und er hatte ihr die Kreide abgenommen und nun ihre Hand so an die Wand gelegt, dass die Umrisse ihrer beiden Hände einander berührten, und dann hatte er langsam ihre Finger auf dem Ziegelstein nachgezeichnet. Dabei hatte er sich ihren Duft, die Rundung ihres Kinns und das Gefühl ihrer warmen Haut an seiner tief eingepägt. Eine Woche später hatte der Regen die Kreide von der Mauer der Bäckerei gewaschen, aber Annevs Blick blieb immer noch an der Stelle der Ziegelsteine hängen, wo die weißen Linien gewesen waren.

Annev schreckte zusammen, als der Eimer gegen den Brunnenrand schlug und Wasser herausschwappte. Er ließ den Riegel wieder fallen, befüllte seinen zweiten Wassersack und schaute dann abermals zur Tür des Schusters hinüber, in der Hoffnung, es noch einmal gelb aufblitzen zu sehen.

Nichts.

Er wirbelte auf dem Absatz herum und raste zurück zur Kapelle.

Der Rückweg ging viel langsamer vonstatten, aber Annev hatte herausgefunden, dass die Wahrscheinlichkeit zu stolpern sank, wenn er beim Laufen seine Schritte zählte. Es waren genau eintausend und elf Schritte zurück zur Kapelle am Waldrand, und Annev verbrachte jeden einzelnen dieser Schritte damit, an Myjun und an den Freundschaftsring zu denken, den er ihr eines Tages schenken zu können hoffte. Mit einem Lächeln im Gesicht stürmte er durch die Vordertüren und überblickte eine Kapelle, die zwar groß genug war, um Chaenbalus regelmäßige Gottesdienstbesucher zu beherbergen, aber immer noch kleiner

als das staubige Kirchenschiff der Akademie. Während er seine Wassersäcke weiter fest umklammert hielt, eilte er durch den Mittelgang, sprang auf das Altarpodest und stürmte durch die Tür dahinter, die direkt in die Priesterwohnung führte.

»Neunhundertdreiundsechzig ... Neunhundertvierundsechzig ...«

»Ich bin da!«, keuchte Annev, als er in die Küche platzte, und schlang sich die Wassersäcke vom Hals. Sodar zeigte auf den leeren Tonkrug in der Ecke des Raums und zählte weiter. Annev stöhnte, während er zugleich zum Krug weitereilte und ihn mit dem Inhalt seiner Säcke zu füllen begann.

»Neunhunderteinundsiebzig«, beendete Sodar sein Zählen, als Annev die leeren Wassersäcke vor sich hinwarf und erschöpft zu Boden sank. »Du wirst langsamer, Annev. Letzte Woche bin ich nie auch nur bis achthundert gekommen.«

Annev merkte, dass er trotz seines Keuchens lächelte. »Ja.« Er lachte. »Ich bin aufgehalten worden.«

»Was hast du denn gemacht, das dich aufgehalten hat?«

»Mir schien, als hätte ich Myjun beim Schuster gesehen.«

»Mmmh.« Sodar zupfte an seinem Bart. »Das wäre wohl eine Erklärung.« Er nahm die hölzerne Kelle vom Kaminsims und löffelte Wasser in den Kessel, der über der lodernden Herdstelle hing. »War sie es wirklich?«

»Keine Ahnung. Ich glaube schon. Sie hat sich hinter Greusiks Tür geduckt, gerade als ich die Wassersäcke befüllt habe.«

Sodar schüttelte den Kopf. »Und was würde wohl dein Rektor sagen, wenn er dich dabei ertappen würde, wie du seiner Tochter nachschmachtest? Hm? Es ist schon schlimm genug, dass sich eure Wege in der Akademie kreuzen. Wenn du anfängst, ihr auch noch außerhalb des Zuständigkeitsbereichs ihres Vaters nachzulaufen, und das ohne sein Wissen ...«

Annev ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Tosan kann mich mal«, erklärte er.

»Annev!« Sodar fuhr herum und verschüttete dabei etwas von dem Wasser. »Tosan ist der Älteste der Ältesten und das Oberhaupt der Akademie. Zeig ein wenig Respekt.«

»Meinetwegen«, erwiderte Annev. »Ältester Tosan kann mich mal ...« Er sah dem Priester in die Augen und bemerkte, dass sie kalt wie Eis waren. Er schluckte. »Entschuldigung, Sodar. Ich mache mir nur ... ich mache mir Sorgen wegen der Prüfung morgen.«

Sodar wandte sich wieder seinem Kessel zu. Im gleichen Moment glaubte Annev, ein unterdrücktes Lachen von ihm zu hören.

Annev lächelte. Was auch immer Sodar sagen mochte, Annev wusste, dass zwischen dem Priester und dem Rektor keine Liebe herrschte. Die Kluft zwischen der Priesterschaft und der Akademie ging zurück auf einen Bruch, der sich bereits vor Jahrzehnten ereignet hatte – lange bevor Sodar nach Chaenbalu gekommen war –, aber die Spannungen hatten sich dadurch verschärft, dass Annev bei dem Priester in die Lehre ging, und Sodar unternahm keinerlei Anstrengungen, für eine Art Ausgleich zu sorgen. Manchmal hatte Annev den Eindruck, dass er den Konflikt sogar eher noch anstachelte.

Als der Kessel voll war, reichte Sodar die Kelle an Annev weiter. Annev schöpfte sich sogleich Wasser aus dem Tonkrug und nahm mehrere lange Züge davon. In der Zwischenzeit stapfte Sodar durch die Küche und suchte Teeblätter und Zimtstangen zusammen. »Wenn du nach den Fallen siehst, dann stell sie nicht neu auf – und lös bitte alle aus, die noch nicht aufgelöst worden sind.« Er warf Teeblätter und Zimtstangen in den Kessel.

»Aber nicht die Vogelfallen«, sagte Annev und legte die Kelle auf den Kaminsims zurück.

»Doch, auch die Vogelfallen. ›An meinem heiligen Tag sollst du kein Tier verzehren, nicht Vieh, nicht Fisch noch Geflügel.«

»Aber wir haben heute nicht Siebttag«, wandte Annev ein.

»Nein, aber es ist die erste Nacht des Regaleus«, sagte Sodar und warf eine Handvoll gemahlener Zichorienwurzeln in den Kessel. »Außerdem wirst du mir, wenn sich der morgige Tag auch nur annähernd so gestaltet wie all die anderen Prüfungstage, morgen früh nicht von Nutzen sein. Da bist du dann so abgelenkt, dass du die Hälfte deiner Pflichten nicht richtig erledigst, sodass ich selbst ranmuss.« Er schüttelte den Kopf. »Wir wollen uns schon heute auf morgen vorbereiten, und deshalb sollst du alle Fallen auslösen.«

Der mahnende Hinweis auf die morgige Prüfung – und Sodars Anspielung auf sein früheres Versagen – löste bei Annev ein Stirnrunzeln aus und machte ihn mürrisch.

»Wenn es im Buch Odar heißt, dass wir an heiligen Tagen keine Tiere essen sollen, warum essen wir dann am Siebttag trotzdem Geflügel und Fisch?«

»Weil der Siebttag ein normaler heiliger Tag ist. Kein heiliger Festtag wie Regaleus.«

Die Falte zwischen Annevs Brauen vertiefte sich. »Aber sollten wir nicht trotzdem ...«

»Annev, willst du dich jetzt wirklich mit mir über den Unterschied zwischen heiligen Tagen und Festtagen streiten?«, fragte Sodar. »Das Konzil von Neven nan Su'ul hat das im Dritten Zeitalter versucht. Es gibt ganze Bücher über das Thema, und das meiste davon ist Bockmist.«

Annev klappte die Kinnlade herunter, doch der Priester tat, als bemerke er es nicht. Ein Lächeln huschte über seine Züge, während er sich auf die Zubereitung seines Tees konzentrierte.

»Die Wahrheit ist«, fuhr Sodar fort, »dass auch ich durchaus mal ein wenig scheinheilig sein kann, aber im Gegensatz zu so manchen meiner Brüder versuche ich, das nicht zu verheimlichen.« Mit funkelnden Augen sah er wieder zu Annev. »Doch dir geht es jetzt gar nicht um heilige Tage oder das Buch Odar,

nicht wahr? Es geht nicht einmal darum, ob du deine Pflichten erfüllst.«

Annev sah dem Priester in die Augen, biss die Zähne zusammen und wagte nicht zu antworten.

Sodar musterte ihn einen Moment lang. »Du wirst deine Sache gut machen, Annev. Was auch immer geschieht, ich bin stolz auf dich.«

Annev nickte knapp und lief rot an. »Sicher«, sagte er mit zugeschnürter Kehle. »Also werde ich alle Fallen auslösen. Sonst noch etwas?«

Sodar rührte die im Kessel treibenden Blätter um. »Du brauchst kein Brennholz mehr zu hacken. Wir haben genug für das ganze Wochenende, und es wäre mir lieber, wenn du heute früh dran wärst.«

»Ich habe hier immer noch jede Menge Zeit, bis ich zum Unterricht muss.«

»Nicht wenn du vorhast, dich umzuziehen und dir das Gesicht zu waschen. Es ist so schmutzig, dass es deinen Kittel fast schon wieder weiß erscheinen lässt.«

Annev zwang sich zu einem Lachen und rieb sich mit der Hand über die Wange. Dort war ohne Frage Schmutz, auch wenn er sich nicht sicher war, ob dieser Schmutz nun von seinen Fingerspitzen oder von seinem Gesicht stammte. »Also schön«, sagte er schließlich. »Ich werde mich beeilen, wieder nach Hause zu kommen.« Und er lief davon, bevor Sodar ihm noch irgendwelche weiteren Aufgaben zuweisen konnte.

Kapitel 2

Die Tür hinten in der Küche hatte einst direkt nach draußen geführt, aber als Annev älter geworden war, hatte Sodar dort einen behelfsmäßigen Anbau aus Holz errichtet, der, weit über die Hintertür hinausreichend, einen Raum umschloss, der groß genug war, dass Annev darin trainieren konnte. Der Holzschuppen beherbergte außerdem eine Vielzahl von Waffenattrappen, eine Übungspuppe, Brennholzstapel, einen unterirdischen Rübenkeller sowie einen kleinen Abort.

Als Annev den verdunkelten Raum betrat, schnappte er sich seine Jagdtasche und seine Jagdmesser von ihren Haken an der Wand, dann warf er einen Blick zum Abort in der hinteren Ecke des Schuppens. Mit einem Seufzen lief er hinüber zum Hockkasten und entfernte den mit Exkrementen gefüllten Topf, der darunter versteckt war. Das Gefäß weit von sich weggestreckt, verließ er den Schuppen und trabte die Viertelmeile bis zum Rand des Waldes, wo er den Topf in das Gehölz entleerte, das ihm eigens zu diesem Zweck diente. Nachdem das erledigt war, stellte er den Topf ab und stapfte in den Wald hinein, gespannt, welche Tiere ihm womöglich in seine Fallen gegangen waren.

Nachdem er ein Dutzend Schritte in den Dichtwald hineingegangen war, blieb Annev stehen, um den würzigen Duft der Lichtung einzuatmen, die er nun erreicht hatte, und den vertrauten Anblick der Bäume und die Geräusche des Waldes auf sich wirken zu lassen. Er betrachtete die hohen Nadelbäume mit ihren immergrünen Zweigen, die sich von den Eichen und Buchen abhoben, an denen immer noch die toten Blätter des Winters

hingen. Die würden sie erst hergeben, wenn neue Knospen sprossen, um deren Platz einzunehmen. Er lief unter den Bäumen hindurch zu einem der Wildwechsel, die tief in den Wald hineinführten, und rannte den halb zugewachsenen Pfad entlang zu seinen ersten Fallen.

Binnen einer halben Stunde waren Annevs Bemühungen durch einen Fasan, zwei feiste Eichhörnchen und ein noch feisteres Kaninchen gekrönt. Er machte sich auf den Rückweg zum Dorf und war schon fast wieder in Sichtweite des Waldrandes, als er einen seltsamen tiefschwarzen Fleck bemerkte, der sich um eine Gruppe von Kiefern gelegt hatte. Annev starrte in die dunklen Schatten hinein und sah, wie sie sich bewegten, wo das Licht durch das Blätterdach des Waldes herabdrang.

Solche »Schattenteiche« waren im Dichtwald selten, aber Annev war tief im Waldinneren bereits auf einige andere gestoßen. Doch er hatte nie mit einem davon Berührung gehabt, und das hier war der erste, der ihm so nahe beim Dorf begegnete.

Seine Jagdtasche sicher über der Schulter, ging Annev zu einem nahen Schlehdornstrauch hinüber, bückte sich und hob einen Stein auf, der halb so groß war wie seine Handfläche. Er wog ihn in der Hand, schaute zu dem wallenden Fleck aus Dunkelheit hinüber und schleuderte sein Wurfgeschoss von sich.

Der Stein verschwand mit einem gedämpften Zischen im dichten Gras und in den nebelhaften Schatten. Annev starrte auf die Stelle, wo die Dunkelheit den Stein verschluckt hatte. Nach einigen Sekunden gab er ein Schnauben von sich. Er wusste nicht, was er eigentlich erwartet hatte, aber er hatte auf etwas Aufregenderes gehofft und nicht darauf, dass schlicht gar nichts passierte. Schlimmer noch, die Fremdartigkeit des Schattenteichs lockte ihn noch immer.

Den Blick nach wie vor auf den in unruhiger Bewegung befindlichen Schattenteich gerichtet, bückte sich Annev, um einen zweiten Stein aufzuheben, und plötzlich durchzuckte ein greller

Schmerz seine Hand. Mit einem Fluch ließ er den Schlehenzweig los, in den er versehentlich gegriffen hatte, und spannte die Finger seiner verletzten rechten Hand an. Er sah, wie sich zwei rote Punkte auf der Haut bildeten. Um ein Haar hätte er sich das Blut an seinem Kittel abgewischt, konnte sich jedoch gerade noch rechtzeitig stoppen, bevor er das beige Leinen noch stärker verschmutzte.

Annev ließ seinen Blick über die Erde und die den Waldboden bedeckenden trockenen Kiefernadeln schweifen, bis er einen weiteren grauen Stein entdeckte, fast doppelt so groß wie der erste. Er schob den Dornenzweig zu seinen Füßen beiseite, hob den Stein auf, wischte sich seine blutige Hand daran ab und ließ die kühle Oberfläche den Schmerz in seinen pochenden Fingern lindern. Dann schleuderte er den Stein in die Leere. Er verschwand in der Schwärze.

Eine Weile geschah nichts. Dann sah Annev einen leisen Schauer von Dunkelrot über die Oberfläche des Schattenteichs pulsieren. Dieses farbige Vibrieren war so schwach, dass er es fast übersehen hätte. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte Annev, sich darauf zu konzentrieren, aber der Hauch von Farbe war bereits wieder verschwunden. Die Oberfläche des Schattenteichs lag glatt und ungestört vor ihm, genauso wie vor seinem Steinwurf.

Annev biss die Zähne zusammen. Er wusste, dass er nun lieber gehen sollte, aber stattdessen wagte er sich bis an den Rand des Schattenteichs vor. Sein Herz hämmerte ihm in der Brust, doch er zwang sich, seinen Fuß in die Schwärze hineinzusetzen. Als noch immer nichts geschah, trat Annev langsam ganz ins Innere. Seine Haut wurde kalt, als er in den undurchsichtigen Teich aus Schatten hineinwatete. Im Vorwärtsgen leckten die Schatten an seinen Knien und dann an seinen Hüften – es war beinahe so, als watete er bei Nacht in den Mühlteich hinein –, aber dann wurde die Dunkelheit kälter, und Annev hatte den deutlichen Eindruck, dass irgendetwas oder irgendjemand ihn beobachtete.

Es gelang ihm, noch für einen Moment die Nerven zu behalten, dann ergriff er hastig und voller Angst die Flucht.

Sobald er die Dunkelheit hinter sich gelassen hatte, machte sich Annev heftige Vorwürfe. Er war hier allein im Wald, und der Schattenteich war nicht kühler als jedes andere Fleckchen Schatten. Nichts, was einem einen Schrecken einjagen sollte. Doch selbst während er sich das einschärfte, beunruhigte Annev der Schattenteich mehr, als er es sich eingestehen mochte. Er warf noch einen letzten Blick zurück auf die Schatten, dann erschauerte er und eilte nach Hause.

»Hast du den Nachttopf geleert?«, fragte Sodar, nachdem Annev in die Küche getreten war.

»Ja«, antwortete Annev, froh darüber, dass er das inzwischen geleerte Gefäß in den Abort zurückgebracht hatte, bevor er seinen Jagdbeutel aufgehängt und die Priesterwohnung betreten hatte.

»Gut. Wasch dich, iss etwas, und dann testen wir deine Magie.«

Annev stöhnte. »Das haben wir erst letzte Woche gemacht.«

»Wir sollten es eigentlich jeden Tag tun«, entgegnete Sodar und schenkte sich Tee ein. »Aber ich bin zu sehr mit meiner Übersetzung des *Speur Dún* beschäftigt gewesen.« Er seufzte, zupfte sich an seinem Bart und trank einen Schluck Tee. »Doch ich habe vor, mich diesbezüglich zu bessern. Außerdem sollte dir jetzt, wo wir Regaleus haben, mehr Glück dabei beschieden sein, einen Zugang zu deiner Magie zu finden.«

Annev rieb sich heftig seine verletzte Hand in dem kalten Wasser, wusch das verbliebene Blut weg und spritzte sich dann einige Tropfen ins Gesicht. »Ist die Magie um Regaleus herum immer stärker?«, erkundigte er sich, während ihm Wasser vom Gesicht tropfte.

»So habe ich es beobachtet.« Sodar warf ihm ein Handtuch zu.

»Vielleicht erklärt das die Schattenteiche.«

»Schattenteiche?«

Annev nickte und warf Sodar das nun feuchte Handtuch wieder zurück. »Die Orte im Dickicht des Dichtwaldes, wo sich die Schatten zusammenballen. Wie dunkle Teiche.«

»Ja, du hast sie schon früher erwähnt, wenn auch nicht unter diesem Namen. Hast du heute einen dieser Teiche gesehen?«

Annev rieb den bis an seinen Ellbogen reichenden Handschuh, der seinen linken Arm bedeckte, und nickte. »In der Nähe des Waldrandes.« Er machte eine Pause und fuhr dann fort: »Ich habe noch nie einen so nah beim Dorf gesehen.« Er erinnerte sich daran, wie die Dunkelheit ihn an der Haut hatte frösteln lassen, und ein Schauer überlief ihn. Als er aufblickte, sah er, dass der Priester ihn musterte.

»Diese Schattenteiche«, hakte Sodar nach, den Blick weiter unverwandt auf Annev gerichtet. »Du hast zuvor noch nie nahe an sie herankommen können.« Annev nickte. »Also bist du nie mit ihnen in Berührung getreten?«

Annev zuckte die Achseln. »Nein, eigentlich nicht. Heute bin ich nah genug herangekommen, um ein paar Steine hineinzuworfen, aber es ist nichts passiert.« Einen langen Moment spürte Annev den Blick des Priesters auf sich lasten, und ihm wurde klar, dass Sodar wusste, dass er ihm nicht die ganze Geschichte erzählt hatte. Schließlich gab der alte Mann ein Brummen von sich und wandte sich wieder seinem Tee zu.

»Ich habe diese Schattenteiche selbst nie gesehen«, erklärte Sodar und nahm einen langen Schluck aus seinem Becher, »aber du hast vielleicht recht, was den Grund betrifft, warum sie gerade jetzt auftauchen. Der Dichtwald hat eine eigentümliche Verbindung zum Schattenreich, und diese Verbindung wird während Regaleus stärker. Das Ganze könnte harmlos sein, aber ich würde mich an deiner Stelle trotzdem davon fernhalten.« Sodar wartete auf Annevs Antwort. Als der nur nickte, drohte ihm der Priester mit dem Zeigefinger. »Ich will es dich laut sagen hören, Annev.

Versprich mir, dass du nicht mehr in die Nähe dieser Schattenteiche gehen wirst.«

Annev schluckte. »Ich verspreche es.«

»Sehr schön«, erwiderte Sodar und trat an seine Schlafzimmertür. »Gut, wenn die Magie des Dichtwaldes heute Morgen also stärker ist, erwarte ich, dass deine Magie ebenfalls stärker sein wird. Wir haben nicht genug Zeit, deine Glyphen zu testen, also versuchen wir es lieber mit dem Sack ...« Er setzte sich hin und zog einen ausgebleichenen grünen Beutel aus seinen langen Gewändern.

Annev warf sich stöhnend auf den Stuhl, der Sodar gegenüberstand. Als der Priester ihn daraufhin mit einem Stirnrunzeln bedachte, setzte er ein Lächeln auf und wählte seine Worte mit geheuchelter Begeisterung.

»Lass ihn sehen, den unergründlichen Sack der Enttäuschungen!«

Sodar lachte spöttisch, dann warf er den leeren Beutel auf den Tisch. Annev schob ihn über die verschlissene Tischplatte, löste die Schnur und griff mit der rechten Hand hinein.

»Bei mir funktioniert es nie.«

Sodar zuckte die Achseln. »Vielleicht ist es heute ja anders.«

»Na klar. Vielleicht wird mir heute die Hand abgeschnitten.«

Sodar nahm lächelnd einen Schluck Tee. »Schwerlich. Ein Verstecksack taugt nichts, wenn sein Besitzer jedes Mal, wenn er hineingreift, ein Körperglied verliert. Wie dem auch sei, du musst einen Gegenstand erst loslassen, bevor der Sack ihn sich holen kann.«

Annev hantierte nachdenklich an dem Stoff herum. »Warum kann ich die Artefakte benutzen, die die Meister uns während des Unterrichts geben, schaffe es aber nicht, diesen Sack funktionieren zu lassen?«

»Weil ein Artefakt so abgestimmt werden kann, dass es entweder allgemein bei jedem funktioniert oder bloß bei gewissen

Menschen oder auch nur bei jemand ganz Bestimmtem. Die Meister und die Ältesten gehen davon aus, dass niemand an der Akademie Magie wirken kann, daher geben sie euch die allgemeinen Artefakte – die Sachen, von denen jeder Gebrauch machen kann. Aber dieser Verstecksack ist so eingestellt, dass sich nur jene seiner bedienen können, die das entsprechende Talent haben, was bedeutet, dass es mehr Mühe macht, ihn funktionieren zu lassen.«

Annev gab ein Brummen von sich. »Was soll ich herausziehen?«

Sodar lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und strich sich über den Bart. »Dein Frühstück. Wenn du es findest, darfst du es essen.«

»Das ist nicht komisch, Sodar.«

»Das soll es auch nicht sein.«

»Moment mal«, erwiderte Annev. »Du meinst das ernst? Du hast mein Frühstück da reingelegt?« Der Priester nickte. »Aber ... ich habe bisher noch nie irgendetwas aus diesem Sack gezogen. Willst du mich verhungern lassen?«

»Ich lasse dich nicht verhungern. Dein Frühstück befindet sich direkt vor dir in diesem Sack. Niemand hält dich davon ab, es dir zu nehmen.«

Annev runzelte die Stirn, aber er stöberte in dem leeren Sack herum. Er kam sich immer wie ein Idiot vor, wenn er versuchte, Magie zu wirken, und heute war es nicht anders.

»Es würde mir helfen, wenn du mir verraten würdest, was ich darin finden soll.«

»Schinken.«

Annev zögerte, unsicher. »Du hast keinen Schinken gebraten. Sonst hätte ich es gerochen.«

Sodar grinste. »Das ist richtig, aber ich habe vor ein oder zwei Jahren ein paar Scheiben Kochschinken hineingesteckt. Der sollte noch gut sein.«

Annev fuhr bei dem Gedanken zusammen, seine Finger womöglich in einen Haufen ranziges Fleisch zu schieben. Er zog die Hand aus dem Sack und warf seinem Mentor den leeren Beutel hin.

»Ich glaube dir nicht.«

Der Priester zuckte die Achseln. »Dann bleibt eben mehr für mich übrig.« Er griff hinein und zog eine dicke Scheibe Schinken heraus.

Annev riss die Augen auf, als er Sodar das heiße Stück Fleisch kauen sah. Ihm wehte der unverwechselbare Dufthauch von Fett und gegartem Fleisch entgegen, und sein Magen knurrte.

»Gib mir den Beutel.«

Sodar schob den Sack über den Tisch, während er seinen letzten Bissen verzehrte und sich dann die Finger sauber leckte.

Annev griff nach dem Beutel und schob die Hand wieder hinein. Diesmal stellte er sich dabei einen Teller vor, auf dem sich knuspriger Schinken türmte.

»Sag mal«, fragte er, während er in dem grünen Stoff herumfummelte, »wie bleibt der Schinken heiß? Vergeht in dem Sack denn keine Zeit?«

»Etwas in der Art, ja. Der Urheber des Sacks scheint ihn mit einem Parallelraum verbunden zu haben, in dem die Zeit sehr langsam vergeht. Ich glaube, das ist einer der Gründe, warum das Artefakt so gut erhalten ist.«

Annev musterte den fadenscheinigen Stoff mit zweifelnder Miene. »Sieht für mich etwas verschlissen aus.«

»Da hast du wahrscheinlich recht. Aber wie alt sieht der Sack denn eigentlich aus?«

Annev zuckte die Achseln und versuchte, sich auf das Gefühl zu konzentrieren, wie es wäre, plötzlich einen heißen Schinken in den Händen zu halten. »Keine Ahnung. Vielleicht hundert Jahre?«

»Versuch's mal mit drei- oder viertausend Jahren.«

Annev hörte auf, an sein Frühstück zu denken, denn die Ungeheuerlichkeit von Sodars Behauptung jagte alle Gedanken an Schinken aus seinem Schädel. »Das wäre ja ungefähr während des Zeitalters der Könige?«

»Ja. Möglicherweise noch früher.«

»Aber woher weißt du das? Wie kannst du dir da sicher sein?«

Sodar griff nach dem Sack, und Annev ließ ihn los, fand sich damit ab, heute Morgen hungrig zu bleiben.

»Weil«, antwortete der Priester, »ich eines Tages hineingegriffen habe, um eine Münze herauszuziehen.« Sodar demonstrierte es, indem er seine runzlige Hand in den Sack schob. »Mir waren einige Tage zuvor ein paar Münzen hineingefallen, aber ich wollte nur Brot kaufen, daher war es mir egal, welche Münze ich herausfischen würde.« Sodar nahm die Hand aus dem Sack und ließ einen verformten Kupferpfennig auf den Tisch fallen. »Stell dir meine Überraschung vor, als ich den da gesehen habe.«

Annev griff danach. Die Münze war schwerer als erwartet, an den Rändern uneben und nicht ganz rund. Vorder- und Rückseite waren ein wenig abgenutzt, aber er konnte darauf den Stab Odars ausmachen, der ein windgepeitschtes Meer von einem blitzdurchzuckten Himmel teilte. Inmitten der Wellen entdeckte Annev die verblassten Buchstaben »U-R-R-A-N«. Er drehte den Pfennig um und erblickte eine böseartig wirkende Abart des Rabenschnabelhammers: teils Schmiedewerkzeug, teils Kriegshammer. Die mit einem langen Griff versehene Waffe schwebte bedrohlich über einem qualmenden Amboss.

»Keos«, flüsterte Annev und ließ die Münze fallen. Der Kupferpfennig rollte wackelnd über die Tischfläche, um dann vor Sodar umzukippen.

»Keos, fürwahr«, bestätigte Sodar und hob die Münze auf.

»Ich habe noch nie etwas Derartiges gesehen«, hauchte Annev. »Ist sie daritisch oder terranisch?«

»Beides.« Sodar drehte die Münze um. »Die Nationen von Daroea und Terra haben während des Zeitalters der Könige für eine kurze Zeit eine gemeinsame Währung gehabt – im Zweiten Zeitalter.«

»Aber wie soll das das Alter des Sacks beweisen können? Wenn die Münze älter als der Sack ist, könntest ja du oder sonst irgend- ein Münzensammler sie hineingeworfen haben.«

Sodar machte eine unbestimmte Bewegung, die halb Nicken, halb Achselzucken war. »Diese Münzen wurden bereits im Zweiten Zeitalter wieder aus dem Verkehr gezogen, daher halte ich es für unwahrscheinlich, außerdem ist da auch noch das hier.« Sodar stülpte den Sack um. Annev musterte den Stoff, bis er sah, was Sodar ihm zeigen wollte: Die Buchstaben »U-R-R-A-N« waren in die Naht gestickt.

»Was bedeutet das?«

»Nicht was. *Wer*. Der Terraner, der die Prägeform für diese Münze geschmiedet hat, ist derselbe Mann, der diesen Sack erschaffen hat. Der talentierteste Kunstmeister seiner Zeit – ein Meister unter den Meisterkunsthandwerkern, dessen Hingabe an seine Kunst ohne Beispiel war –, und er wurde zu Beginn des Zweiten Zeitalters geboren. In den frühen Jahren seiner Laufbahn drückte er jedem Artefakt, das er schuf, seinen Stempel auf. Die Welt sollte wissen, was seine Hände geschmiedet und hergestellt hatten.« Sodar drehte die Münze geschickt zwischen den Fingern. »Doch als Urran älter wurde, begriff er, dass er in der Welt nur flüchtige Spuren hinterlassen konnte, daher gab er die Herstellung von Artefakten auf, um sich der Geistlichkeit anzuschließen.«

»Er wurde ein Blutherr?«

»Ja und nein. Blutherrren sind eine Untergruppe von Terranern, die jenes besondere Talent besitzen, aber wir Dariten neigen dazu, sie alle über einen Kamm zu scheren. Streng genommen blieb Urran ein Meisterkunstwerker, aber es heißt, er gab

sein Handwerk auf, um von nun an an sich selbst zu arbeiten und sich zu einem besseren Menschen zu machen.«

»Und«, setzte Annev dazu an, Sodars Ausführungen zu Ende zu führen, »da er aufgehört hatte, Artefakte zu fertigen, bedeutet das, dass der Sack und die Münze ungefähr zur selben Zeit hergestellt worden sind.«

»Genau.« Sodar stellte sein Drehen der Münze ein und hielt sie so, dass die verblassten Lettern das Licht des Raums widerspiegelten.

»Was wurde aus Urran, nachdem er der Geistlichkeit beigetreten war?«

Sodar schnippte mit den Fingern, und die Münze verschwand. »Das ist eine Geschichte für ein andermal.«

Annev schnaubte, als sich Sodar über den Tisch beugte und die Münze hinter Annevs Ohr hervorklaubte. Er verdrehte die Augen, und der Priester lächelte.

»Du stöhnst, aber selbst Tricks haben ihren Platz.« Sodar warf den Kupferpfennig zurück in den grünen Sack, den er an Annev weiterreichte. »Zeig du mir einen Trick. Zieh Urrans Pfennig wieder heraus.«

Annev nahm den Sack in die linke Hand und spähte hinein, dann seufzte er und schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht, Sodar. Ich kann den Schinken nicht finden, und ich werde auch die Münze nicht finden. Ich wäre ja schon glücklich, wenn ich nur ein Bällchen Fusseln herausziehen könnte.«

»Ich würde auch die Fusseln nehmen.«

Annev schnaubte erneut, steckte aber die Hand hinein und fischte für ein Weilchen in dem Sack herum. Nach einigen Sekunden zog er die Hand wieder heraus. »Du weißt, wie sich das anfühlt, ja? In einem leeren Sack herumzustöbern? Es ist ...«

»Der Inbegriff von Vergeblichkeit?«

»Ich wollte sagen, dumm.«

Sodar wedelte herablassend mit der Hand. »Konzentriere dich

einfach darauf, den Pfennig zu finden. Erinnere dich an sein Gewicht. Wie er aussah. Wie er sich in deiner Hand angefühlt hat.«

Annev vollführte eine Kreiselbewegung mit der Hand. »Ein sehr alter Pfennig. Verstanden. Ich sehe ihn jetzt vor mir.«

»Du hast mitbekommen, dass ich ihn dort hineingeworfen habe. Er wartet nur darauf, dass du ihn herausziehst.«

Annev ließ die Hand einige weitere Male durch das Innere des Sacks wandern, dann hielt er plötzlich inne. Seine Augenbrauen schossen in die Höhe, und ein Ausdruck des Erstaunens glitt über seine Züge. »Ich glaube, ich habe ihn«, flüsterte er und zog langsam die Hand aus dem heuschreckengrünen Sack.

Sodar beugte sich vor, den Blick fest auf Annevs geballte Faust gerichtet. »Wirklich? Gut gemacht, mein Junge! Gut gemacht. Zeig mal her.« Er hielt die ausgestreckte Hand unter Annevs Faust und sah zu, wie Annev sie öffnete.

Und nichts fiel heraus.

Sodar zog die Brauen zusammen, dann schaute er auf und bemerkte, dass Annev nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnte. Als ihre Blicke sich trafen, brach der Junge in lautes Gelächter aus.

»Erwischt!«, kicherte Annev. »Tut mir leid, Sodar, aber das war einfach zu leicht.«

Der alte Priester gab einen mürrischen Grunzton von sich und schnappte sich den Sack wieder. »Wenn du das hier ernster nehmen würdest, hättest du mehr Erfolg.«

»Wenn ich auch nur den geringsten Erfolg hätte, würde ich es vielleicht tatsächlich ernster nehmen«, konterte Annev. Er erhob sich vom Tisch. »Behalt dein Frühstück. Ich muss mich beeilen. Wenn ich zu spät zu Dorstals Unterricht komme, wird er mich womöglich gar nicht erst zu der morgigen Prüfung zulassen.«

Sodar nickte und stand ebenfalls auf. Dann legte er Annev die Hand auf die Schulter. »Sei heute vorsichtig. Ich habe gesehen,

wie streitlustig ihr Jungs vor dem Prüfungstag werdet – allen voran Fyn. Ein guter Dieb gewinnt keine Kämpfe, er vermeidet sie.«

»Wir sind keine Diebe, Sodar. Wir sind Avatare.«

Sodar schnaubte. »Ich sehe da kaum einen Unterschied, aber zumindest gibt es offensichtlich *irgendetwas*, das du ernst nimmst.« Er griff nach seinem Becher und dem leeren Sack. »Du bist ein besserer Avatar als jeder andere in deiner Klasse, Annev, selbst wenn sie dir den Titel noch nicht verliehen haben – und selbst wenn sie es überhaupt niemals tun. Du brauchst niemandem *irgendetwas* zu beweisen.«

Annev dachte an die Prüfung. Er und seine Freunde arbeiteten für gewöhnlich zusammen, um gemeinsam zu siegen, aber morgen ... *Titus, Therin oder ich. Wir sind ein Gespann ... aber nur einer von uns kann siegen ...*

Und dann war da der Freundschaftsring, der in seinem Zimmer versteckt war – der Ring, den er Myjun in der letzten Nacht des Regaleus zu schenken hoffte. Als Annev Sraon gebeten hatte, ihn zu schmieden, war er davon überzeugt gewesen, dass er selbst einer der ersten Schüler sein würde, die die Prüfung zum Avatar des Urteils bestanden – eine Voraussetzung von entscheidender Wichtigkeit, denn schließlich war es nur Avataren gestattet, Frauen den Hof zu machen, und nur Meisteravatare und Älteste durften heiraten. Einfach gesagt: Wenn Annev die morgige Prüfung des Urteils nicht bestand und Kastellan werden musste, würde er auf einen Schlag sowohl Myjun als auch seine Zukunft an der Akademie verlieren.

Das durfte nicht geschehen. Annev durfte morgen auf keinen Fall durchfallen. Er weigerte sich entschieden, ein Kastellan zu werden. Seine Entschlossenheit steigerte sich zur Unerbittlichkeit: Er würde seinen Freunden sagen, dass sie morgen auf sich gestellt sein würden. Das war nur gerecht. Jeder Akolyth würde über sein eigenes Schicksal entscheiden.

Noch ein anderer Gedanke geisterte in Annevs Hinterkopf herum: Er könnte seine Freunde auch hintergehen und für seine Zwecke missbrauchen. Er könnte Titus und Therin gegenüber behaupten, dass sie drei immer noch gemeinsame Sache machten – dass sie zusammen den Sieg davontragen könnten –, und dann könnte er sich gegen sie wenden, sobald die Prüfung es erforderlich machte.

Die Idee krampfte Annev den Magen zusammen, obwohl er sich zugleich eingestehen musste, dass genau das wohl die schlaueste Vorgehensweise wäre – was nahelegte, dass es wahrscheinlich auch die richtige Strategie wäre.

Annev sah wieder zu Sodar hinüber, und in seinen Gesichtszügen kämpften die widersprüchlichsten Regungen miteinander. Er schluckte.

»Richtig«, sagte er. »Ich muss nichts beweisen.«

Kapitel 3

Ältester Dorstal ging vor der Klasse auf und ab, und sein schwarzes Gewand raschelte bei jedem Schritt. Spärliches Morgenlicht fiel durch ein kleines Glasfenster und vermochte kaum sein von einer Kapuze umhülltes Gesicht zu erhellen.

Auf einem erhöhten Tisch rechts von Dorstal waren zwölf Stäbe aus Metall oder Holz ausgelegt. Zu seiner Linken saßen zwölf halbwüchsige Jungen in drei Reihen hintereinander an mit dunklen Flecken überzogenen Tischen. Fünf der Jungen trugen erdbraune Kittel, die sauber und mit satten Farben gefärbt waren; die übrigen, unter ihnen Annev, waren in verschiedene Beigetöne gekleidet.

»... argumentieren manche, dass die meisten magischen Stäbe harmlos seien«, setzte Dorstal seinen Vortrag fort, »da sie für die Heilung gedacht sind oder zu normalen weltlichen Arbeiten wie dem Waschen von Kleidern und dem Wasserkochen dienen. Aber diese simplen Zwecke lassen sich sehr schnell missbrauchen.« Dorstal hielt in seinem Auf und Ab vor einem Akolythen in einem schmutzig beigen Kittel inne.

Im hinteren Teil des Raums gähnte ein großer Junge in einem braunen Kittel. Zwei seiner Klassenkameraden – ebenfalls in Braun – unterdrückten ein Lachen.

Dorstal schenkte ihnen keine Beachtung. »Deshalb müsst ihr auf der Hut sein, wenn ihr Artefakte jedweder Art sicherstellt. Im Laufe der Jahre haben die Avatare und Meister von Chaenbalu die meisten der Zauberstäbe im nordwestlichen Daroea einsammeln können, darunter etliche der größeren und der dunklen

Stäbe, die am gefährlichsten sind, aber selbst der bescheidenste Stab kann töten, wenn ihr nicht vorsichtig seid.«

Im hinteren Teil der Klasse hob Annev die Hand. Der Älteste Dorstal wandte den Blick von ihm ab und trat hinter den Tisch mit den magischen Artefakten. Annev wartete, die Hand immer noch erhoben.

»Also, ich habe soeben die Einteilung der Stäbe erwähnt.« Dorstal nahm ein Stück Kreide aus seiner Tasche und zeichnete damit auf die Schiefertafel, die in die Wand des Klassenzimmers eingelassen war. »Größere Stäbe« bezieht sich auf solche mit immenser Macht.« Dorstal zeichnete auf die beiden Seiten der Tafel je einen Stern. Der erste war groß, der zweite viel kleiner. »Der Ausdruck ›groß‹ kann sich auf die Fähigkeit des Stabes selbst beziehen, aber für gewöhnlich bedeutet er eine Beschreibung seiner Macht« – er machte einen Kreis um den großen Stern – »seiner räumlichen Reichweite« – er zeichnete eine getüpfelte Linie zwischen die beiden Sterne – »oder seiner zeitlichen Reichweite.« Dorstal zeichnete einen zweiten und dann einen dritten Stern über den kleineren Stern. »Viele Stäbe sind also groß, weil ihr Einfluss über lange Zeit anhält – in manchen Fällen unendlich lange.« Er klopfte zweimal gegen den kleinen Stern. »Und einige wegen ihrer Macht, ihrer Intensität oder weil sie über weite Entfernungen hinweg wirksam sind.« Dorstal klopfte mit einer schwungvollen Gebärde auf die getüpfelte Linie, dann wandte er sich der Klasse zu. Er warf einen Blick auf Annevs immer noch erhobene Hand und richtete seine Aufmerksamkeit auf die ausgelegten Stäbe. »Dunkler Stab« dagegen ist der Ausdruck für jeden Zauberstab, dessen einziger und ausschließlicher Zweck darin besteht, Schaden zuzufügen, zu verletzen oder das Handeln anderer zu beeinflussen.«

»Ältester Dorstal«, sagte Annev.

»Was ist, Akolyth Annevog?«, blaffte Dorstal.

Annev ließ die Hand sinken. »Ich verstehe, warum wir die größeren Stäbe und die dunklen Stäbe sicherstellen.« Annev

wählte seine Worte mit Bedacht. »Aber wenn der Besitzer eines ganz gewöhnlichen Stabes nur ein Holzfäller oder eine Wäscherin ist, was wäre so schlimm daran, ihm oder ihr zu erlauben, den Stab zu behalten? Sie tun niemandem etwas zuleide, warum also sollten wir da ...«

Der große Junge, der zwei Plätze links von Annev saß, stöhnte. »Gib's auf, Annev. Sie schicken nur Avatare zur Beschaffung von Artefakten aus, und nach dem morgigen Tag wirst du ein Kastellan sein.« Der Zwischenrufer, Fyn, beugte sich um den Schüler herum, der zwischen ihnen saß, und starrte Annev an. »Dafür werde ich sorgen«, flüsterte Fyn mit glänzenden Augen.

Annev hätte dem jungen Avatar am liebsten gar keine Beachtung geschenkt, aber in den Worten des brutalen Schlägers schwang etwas sehr Ernstgemeintes mit, das ihm zu naheging, um es zu ignorieren. Fyn hatte so etwas bereits einige Male getan, hatte sich anderen Schülern in den Weg gestellt und sie ausgestochen und dadurch vier der vierzehn bisherigen Wettkämpfe gewonnen – womit er nur um einen Platz hinter dem Akademie rekord zurücklag.

Vor der Klasse stehend, machte Dorstal für alle den Eindruck, als hätte er an einem in Essig getränkten Waschlumpen saugen müssen, aber Annev ließ nicht locker und schenkte Fyns Spott und Dorstals missbilligendem Blick keinerlei Beachtung.

»Ältester Dorstal, Ihr habt gesagt, dass wir die Artefakte an uns nehmen, weil Menschen sie missbrauchen. Aber woher wissen wir denn, dass sie sie missbrauchen? Wir gehen einfach davon aus, dass sie schlechte Menschen sind, und das ist ungerecht.« Dorstals Augen loderten ergrimmt, und Annev rutschte in seinem Stuhl zurück. »Es erscheint ungerecht«, korrigierte Annev leise. »Jedenfalls mir.«

»Es braucht für dich auch gar keinen Sinn zu ergeben, Akolyth«, entgegnete Dorstal schroff. »Und selbst wenn du morgen den Titel des Avatars erringst, braucht es noch immer keinen

Sinn für dich zu ergeben. Die Pflicht eines Avatars ist es, gefährlichen Menschen gefährliche Artefakte wegzunehmen. Fragen der Moral werden von den Ältesten entschieden.«

Falls in Dorstals Erklärung ein Tonfall mitschwang, der signalisieren sollte, dass das Thema hiermit erledigt sei, so hörte ihn Annev zumindest nicht.

»Aber was ist mit Stäben der Heilung?«, beharrte Annev. »Die sind nicht gefährlich. Warum sollte ich – warum sollten *wir* – sie von Heilern rauben?«

»Die Magie«, sagte Dorstal mit kalter Stimme, »ist seit Jahrhunderten verboten. Magie ist böse. Menschen, die ihre Magie nicht aufgeben, sind Gesetzlose. Auch sie sind damit böse und machthungrig.« Er musterte Annev und suchte in seinem Gesicht nach fortbestehendem Widerspruch. »Magie jeder Art ist gefährlich, ganz gleich, wer von ihr Gebrauch macht. Unsere Aufgabe ist es, andere zu beschützen, indem wir die magischen Artefakte im Gewölbe der Verdammnis sichern, unter der Obhut des Ordens der Ältesten.«

Als Nächstes wollte Annev fragen, warum die Meister und die Ältesten in der Akademie Artefakte zu Ausbildungszwecken einsetzen durften, es anderen aber nicht gestatteten, ihre Kranken oder Verletzten zu heilen. Doch er spürte, dass das ein Streit war, den er nicht gewinnen konnte. Wenn er das Thema weiter auswalzte, würde er Dorstal nur provozieren, und Annev konnte keine Strafe riskieren, die womöglich seine Teilnahme an der morgigen Prüfung gefährdete. Wortlos gab er die Auseinandersetzung auf, und Dorstals gerunzeltes Gesicht glättete sich wieder. Der Älteste nickte knapp und kehrte zu den Stäben auf dem Tisch zurück.

»Sobald ihr einmal eingesehen habt, dass ausnahmslos alle Stäbe gefährlich sind«, fuhr Dorstal fort und sah Annev streng an, »müsst ihr lernen zu erkennen, ob der Stab, den ihr raubt, magisch ist oder nicht. Manchmal ist ein Stab einfach nur ein

Stab, so wie manche Stöcke einfach Stöcke sind. Wenn sie keine Magie in sich tragen, sind sie auch keine Artefakte.« Dorstal ließ den Blick über die Klasse wandern. »Während eurer gesamten Ausbildung an der Akademie hat man euch gelehrt, den Unterschied zwischen einem Artefakt und einem gewöhnlichen, nicht magischen Gegenstand zu erkennen. Wir werden heute, vor eurem letzten Prüfungstag, den nächsten Schritt tun.« Er wandte seinen Blick den Jungen in den beigeen Gewändern zu. »Mal sehen, ob ihr herausfinden könnt, ob diese Stäbe hier magischer Natur sind« – er deutete auf die Stäbe auf dem Tisch – »und wenn ja, was sie bewirken.« Dorstal krümmte den Zeigefinger und gab einem mageren Jungen in einem schmutzigen Kittel ein Zeichen. »Therin.«

Therin stolperte von seinem Stuhl und trat eilig an die Seite des Ältesten. Er vermied es, sich die Stäbe anzusehen, und warf Annev ein schiefes Lächeln zu. Dorstal blickte den schwarzhaarigen Jungen von oben herab an.

»Nimm einen der Stäbe in die Hand, Therin.«

Therin zögerte, musterte die ausgelegten Stäbe, streckte dann die rechte Hand aus und zögerte erneut, während seine Hand etwa dreißig Zentimeter über dem Tisch schwebte.

»Du kannst die Stäbe nicht prüfen, ohne sie zu berühren, Therin.«

Im hinteren Teil des Raums wurde Gelächter laut. Therin errötete verlegen und griff sich einen schmalen Eschenstab vom Tisch.

»Halte ihn richtig«, tadelte Dorstal. »Avatare dürfen keine Angst vor den Artefakten haben, die einzusammeln sie doch gerade ausgesickt werden.« Einige weitere Klassenkameraden fielen in das Gelächter ein, aber Dorstal fuhr fort: »Du bekommst eine bessere Vorstellung davon, wozu der Stab in der Lage ist, wenn du vollen Kontakt zu ihm herstellst.« Therin zuckte zusammen, gehorchte jedoch. »Also. Was fühlst du?«

Trotz ihres Gelächters beugten sich die Schüler der Klasse mit ernsthaftem Interesse vor. Selbst Annev war neugierig darauf, was Therin spüren mochte. Sein Freund war nicht der Beste in magischer Bestimmung, aber auch nicht der Schlechteste. »Er ist magisch«, entschied Therin. »Das kann ich erkennen. Und er ist kalt. Sehr kalt.«

Dorstal zog seine Kapuze zurück, sodass sein kahler Kopf sichtbar wurde. »Was noch?«

Therins Schultern sackten herab. »Ich weiß es nicht. Was sollte ich fühlen?«

Dorstal riss Therin den magischen Stab aus den Fingern und balancierte ihn in seiner Handfläche. Er verharrte in dieser Haltung, holte kaum Luft und schwieg, während die Jungen mit angehaltenem Atem zuschauten. Schließlich legte er den Stab neben die anderen auf den Tisch.

»Das ist ein Stab des wahren Sehens«, erklärte Dorstal und sah Therin an. »Und ich habe den Verdacht, dass er sich deshalb kalt angefühlt hat, weil uns heute Nacht leichter Frost bevorsteht. Für jemanden, der von Geburt an mit dem Fluch der Magie beladen ist, wären die Einzelheiten offensichtlich gewesen, aber mit ein wenig Übung können auch die Reinen die wahre Natur eines Artefakts ermitteln.« Er machte eine Pause und sah den Jungen vor ihm an. »Du hast deine Sache gut gemacht, Therin. Das war sehr schwierig.« Der Junge warf sich wieder auf seinen Stuhl und seufzte vor Erleichterung. »Wer ist der Nächste?«

Vier Hände schnellten in die Höhe. Dorstal ließ seinen Blick über die Gruppe schweifen, dann entschied er sich für einen der Jungen, die sich nicht freiwillig gemeldet hatten.

»Fyunai.«

Fyn erhob sich von seinem Stuhl und ging breitbeinig nach vorn. Seine verfilzten braunen Locken schwangen träge hin und her. Er war groß, athletisch gebaut und gut aussehend.

Er war außerdem ein ganz gemeiner Hund, besonders Annev gegenüber.

Dorstal wartete, bis der stämmige Junge seinen Platz an dem langen Holztisch eingenommen hatte. »Such dir einen Stab aus, Avatar Fyunai.«

Fyn warf sich seine langen Locken über die Schultern und wählte einen Stab aus massivem Gold. Er umklammerte ihn mit einer Hand und schloss halb die Augen. Nach einigen Sekunden öffnete er sie wieder. »Der Stab ist magisch«, lautete sein Urteil. »Ich kann den Puls der Magie spüren. Aber er gibt mir auch das Gefühl, als sei meine Haut ganz roh und offen.« Er machte eine kurze Pause und sah dem Ältesten ins Gesicht, während er fortfuhr: »Es ist beinahe schmerzhaft ... als sei der Stab eingesetzt worden, um Menschen wehzutun.« Er wartete auf eine Reaktion von Dorstal.

Der Älteste zuckte die Achseln. »Das könnte womöglich stimmen. Aber kannst du auch herausfinden, was der eigentliche Zweck des Stabes ist?«

Fyn zögerte. »Äh ... Menschen zu foltern?«

Dorstal musterte Fyn für eine Sekunde und brach dann in Gelächter aus. Er lachte so heftig, dass seine Augen trännten. Dann begann er zu husten, ein trockener Husten, der sich schließlich in ein Ringen um Atem verwandelte. Der Älteste krümmte sich zusammen, die eine Hand vor den Mund gehalten, die andere in sein Gewand gekrallt, während seine Schüler mit einer Mischung aus Belustigung und Beunruhigung zusehen.

Dorstal bekam seine Atmung schließlich wieder unter Kontrolle. Er wischte sich über die Augen, lachte noch einmal ein bisschen und strich sich seine Kleider glatt. »Ja«, sagte er. »Sehr gut, Fyunai.« Der Älteste tätschelte dem Jungen die Schulter. »Es ist weder ein dunkler Stab noch ein größerer Stab, aber du hast wahrscheinlich recht damit, dass er einigen Menschen

Unbehagen bereitet hat.« Er streckte die Hand aus und nahm Fyn den Stab ab.

Fyn wechselte Blicke mit Jasper und Kellor, den beiden Freunden, die mit ihm zusammen hinten saßen, aber die Jungen zuckten nur die Achseln.

»Es ist ein königlicher Reinigungsstab«, erklärte Dorstal und beantwortete damit die unausgesprochene Frage. »Für Edelleute, die sich zu vornehm dünkten, um sich selbst das Hinterteil abzuwischen.«

Fyn verzog das Gesicht und wich vom Tisch zurück. Er wischte sich die Hand vorne an seinem braunen Gewand ab und eilte zurück zu seinem Platz.

Dorstal kicherte in sich hinein, während er wartete, bis Fyn sich wieder gesetzt hatte. Dann verflog sein Lächeln. »Akolyth Ainnevog.«

Der Rest der Klasse drehte sich zu Annev um, als er sich erhob, und Fyn, Jasper und Kellor flüsterten etwas hinter seinem Rücken. Annev schenkte ihnen keine Beachtung, wollte sich ausschließlich auf die vor ihm liegende Herausforderung konzentrieren.

Außer dem goldenen Stab lagen noch vier weitere Metallstäbe auf dem Tisch. Von diesen, da war sich Annev ziemlich sicher, waren zwei aus Silber und einer aus Bronze. Was den letzten betraf, konnte er es nicht sagen. Vielleicht Eisen.

Annev konnte weder Herkunft noch Zusammensetzung von irgendeinem der sieben Holzstäbe ermitteln. Einige waren heller, andere dunkler. Einige waren fleckig, andere nicht. Der einzige, den er zu erkennen glaubte, war der Stab, den Therin gewählt hatte, aber aus der Nähe war er sich auch da nicht sicher.

»Such dir einen Stab aus, Annev.«

Annev hob die Hand über die ausgelegten Stäbe und wollte gerade nach dem Eisenstab greifen, da kribbelten plötzlich seine Finger, und er spürte etwas anderes in der Ecke des Schreib-

tisches: Da war ein polierter Stock aus Palmrohr, dem gleichen biegsamen ilumitischen Holz, aus dem auch die Stöcke waren, die Annev bei seinen Trainingsstunden mit Meister Edra und bei seinen Übungskämpfen mit Sodar benutzte. Er griff danach.

Das Kribbeln wurde stärker, und Annevs Arm begann zu pochen. Das Gefühl war schmerzhaft, aber zugleich auch angenehm; er wollte lachen, er wollte weinen. Doch am meisten wollte er plötzlich etwas zerstören – das Blut aus Dorstals Körper saugen oder Fyn an die Wand schmettern und sein Gehirn über die grauen Steine spritzen lassen. Und da war noch mehr – mehr als nur dieses Gefühl von Wut und das selbstsüchtige Verlangen, sich seinen niederen Impulsen hinzugeben. Denn darüber hinaus spürte er auch die Gegenwart von ungenutzter Macht, und er fühlte, wie ein verborgener, schweigender Teil von ihm selbst nach dieser Macht greifen und den Zweck dieses Stabes seinem Willen unterwerfen wollte.

Annev keuchte auf und ließ den Stab auf den Tisch zurückfallen. Dorstal stand wartend da.

»Es ist ... ähm ...«

»Es ist was, Annev?«

»Es ist ... ein dunkler Stab. Er verursacht Schmerz.«

Dorstal rümpfte verächtlich die Nase und bedeutete dem Jungen, wieder Platz zu nehmen. Annev zögerte einen Moment, innerlich tief erschüttert. Schließlich drehte er sich um und setzte sich hin.

»Ich bin überrascht, Annev«, sagte Dorstal und rückte die Stäbe auf dem Tisch zurecht. »Das ist ein sehr einfach zu erkennender Stab.« Der Älteste seufzte und griff nach dem Stab aus Palmrohr. »Das ist ein Stab der Heilung.«

Es klopfte leise an der Tür, und Dorstal legte den Stab beiseite und ging aufmachen. Ein Mann in mittleren Jahren mit ausgeprägtem Kinn wartete im Flur. Sein kurz geschorenes Haar war leuchtend rot, die gleiche Farbe wie sein Kittel.

»Meister Edra«, grüßte Dorstal.

»Ältester Dorstal.« Der rothaarige Mann machte eine leichte Verbeugung, dann spähte er ins Klassenzimmer hinein. »Heute ist der letzte Tag für die meisten dieser Jungen, nicht wahr?«

»Dürfte so sein, ja«, antwortete Dorstal und sah die Klasse mit einem enttäuschten Gesichtsausdruck an.

Edra gab ein Brummen von sich. »Wir treffen uns heute nicht in dem Raum, wo die Übungskämpfe normalerweise stattfinden, daher habe ich mir gedacht, ich sammle diese Bande schon mal ein, bevor wir uns mit Benifews Klasse treffen.«

Dorstal machte eine wedelnde Handbewegung in Richtung der Jungen. »Dann mal los. Folgt Edra.«

Alle zugleich sprangen sie von ihren Stühlen auf und strömten aus dem Raum.

Kapitel 4

Annev stapfte hinter seinen Klassenkameraden her durch den steinernen Flur und brütete besorgt über ein halbes Dutzend Dinge gleichzeitig. Er war zunehmend nervös wegen der morgigen Prüfung des Urteils und fürchtete ein Versagen fast ebenso sehr wie die Unvermeidlichkeit, seine Freunde zu verraten. Doch diese Ängste wurden irgendwie von seinem Erlebnis mit dem Heilstab aus Palmrohr überschattet: Warum hatte er sich so gewaltlüstern gefühlt, als er den Stab in der Hand gehalten hatte? Warum hatte er Dorstal und Fyn schreckliche Dinge antun wollen?

Ein Stab der Heilung sollte so etwas nicht bewirken, grübelte Annev. *Der Zweck dieser Stäbe ist es, Wunden zu salben und Verletzungen zu heilen ... doch ich wollte Dorstal alles Blut aus dem Leib fließen lassen.* Ein Aderlass konnte ohne Frage ein Verfahren zur körperlichen Kräftigung sein, und wenn er aus medizinischen Gründen vorgenommen wurde, war er an sich ja nichts Böses ...

Aber ich wollte ihn nicht heilen, gestand sich Annev ein. *Ich wollte ihn umbringen. Ich wollte Fyn den Kopf einschlagen.* Annev biss sich auf die Lippen und versuchte vernunftmäßig zu erklären, was er im Klassenzimmer empfunden hatte. Hatte er die Fähigkeit des Stabs gespürt, Menschen zu heilen? Annev glaubte es nicht. Wenn eine solche Fähigkeit überhaupt vorhanden war, dann war das Vermögen des Stabes zu heilen von seinem böseren Vermögen verdeckt worden. Während Annev darüber grübelte, was das bedeuten mochte, bemerkte er, eher unbewusst,

dass Therin sich zurückfallen ließ, um sich zu ihm ans Ende der Schlange zu gesellen.

Könnte sich Dorstal im Zweck des Stabes geirrt haben?, überlegte Annev weiter. *Es könnte sich ja trotzdem um einen dunklen Stab handeln.* Aber wenn das die Wahrheit war, bedeutete es, dass Annevs Instinkte dem Wissen und der Erfahrung des Ältesten überlegen waren – und das bezweifelte Annev.

Bedeutete das auch, das Dorstal recht hatte und dass alle Magie in Wirklichkeit böse war?

Annev wollte – und konnte – das nicht glauben. Sodar hatte ihn gelehrt, dass Magie ein Werkzeug war, das man zum Guten wie zum Bösen einsetzen konnte, und Sodar war ein Magier. Würde Annev glauben, Magie sei von Natur aus böse, würde das zugleich bedeuten zu akzeptieren, dass Sodar böse war. Es entsprach einfach nicht der Wahrheit.

Damit blieb für Annev nur eine Antwort übrig: Die dunklen Impulse waren seine eigenen, nicht die des Stabs. Je länger Annev darüber nachdachte, desto mehr verstärkte sich sein Verdacht, dass das tatsächlich der Fall war – und desto schlechter fühlte er sich.

»Pech mit diesem Stab, hm?«

Annev schaute auf und sah, dass Therins Blick auf ihm ruhte. Im gleichen Moment fiel ihm wieder ein, was er bei der morgigen Prüfung zu tun hatte, und sein verräterisches Herz krampfte sich schuldbewusst zusammen. »Was?«, fragte er und tat, als habe er nicht gehört, was sein Freund gesagt hatte.

»Normalerweise bist du ziemlich gut in magischer Bestimmung«, unterstrich der nichts ahnende Therin. »Aber zu vermuten, dieser heilende Stab sei ein dunkler Stab gewesen ... Junge, Junge. Da hast du aber ziemlich weit danebengelegt.« Annevs Wangen röteten sich. »Trotzdem ist natürlich Fyn der Trottel des Tages. Ein reinigender Stab. Ha! Unfassbar, dass jemand einen Klostock in ein magisches Artefakt verwandelt hat.« Er kicherte,

dann brach er ab, plötzlich nachdenklich geworden. »Aber natürlich genial. Ich hätte nichts dagegen, mir nicht mit der Hälfte der Akademie einen Schwamm teilen zu müssen.«

Annev war immer noch tief in Gedanken versunken. Während die Klasse in das nächste Stockwerk der Akademie hinaufging, strich er mit den Fingerspitzen über die staubigen Wandteppiche. »Wie hat sich der Stab des wahren Sehens denn angefühlt?«, fragte er nach einer peinlich langen Pause.

Therin stülpte nachdenklich die Lippen vor. »Seltsam. Zuerst habe ich gedacht, er sei deshalb so kalt, weil er den ganzen Winter über im Gewölbe der Verdammnis gelegen hatte – deshalb habe ich auch nichts gesagt. Ich wollte nicht dumm erscheinen. Aber dann habe ich dieses Kribbeln in den Armen und im Rücken gespürt. Als sei ein Fenster geöffnet worden und ein eisiger Wind würde über meine Haut wehen ... nur dass da gar kein Wind war.« Er schüttelte den Kopf, dann schaute er zu Annev. »Was hast du gefühlt, als ...«

»He«, fiel ihm Annev ins Wort, um der Frage auszuweichen. »Da kommt Titus!« Vor ihnen hatten ihre Klassenkameraden und Meister Edra zu einer Gruppe von Schülern aufgeschlossen, die von dem Ältesten Benifew mit seinem flaumdünnen Haar angeführt wurde.

Therin sah mit einem Raubtiergrinsen im Gesicht zur anderen Klasse hinüber und hatte seine Frage bereits wieder vergessen. »Hm«, brummte er. »Ich werde es genießen, Dickus heute zu besiegen.«

Annev schüttelte den Kopf. »Nur weil Titus der einzige Mensch ist, den du beim Kampftraining mit ziemlicher Sicherheit besiegen kannst – und er zwei Jahre jünger ist als du.«

»Na und? Das zählt immer noch als Sieg.« Während er redete, schlängelte sich ein rundgesichtiger Junge mit weichen Wangen und flaumigem blondem Haar durch das Gedränge der braun und beige gekleideten Schüler. Er war kleiner als die anderen,

und obwohl auch er einen schmutzigen beigefarbenen Kittel trug wie Annev und Therin, waren Titus' Kleider um einige Schattierungen heller als die der Übrigen.

»Was zählt denn immer noch?«, erkundigte sich Titus.

»Hallo, Dickus!« Therin zerzauste dem jüngeren Knaben sein lockiges blondes Wuschelhaar.

Titus stöhnte und schob Therins Hand weg. »Du weißt, dass ich es nicht ausstehen kann, wenn man mich so nennt.«

»Genau deshalb mach ich es ja«, erwiderte Therin gut gelaunt. »He, Annev sagt, es zählt nicht, wenn ich dich besiege, weil du so klein bist. Was meinst du dazu?«

Annev versetzte Therin einen Stoß, im Wissen, dass seine Worte, so wie Therin sie da aufgriff, Titus verletzen würden.

»Ist das wahr?«, fragte Titus mit schwacher Stimme.

»Nein! Ich habe gesagt, dass sich Therin für das Kampftraining immer nur dich aussucht, weil er niemanden seines eigenen Alters besiegen kann.«

Titus' Miene hellte sich auf. »Ach so. Das stimmt. Das kann er nicht.«

Therin streckte ihm die Zunge heraus.

Ein Dutzend Schritte entfernt verabschiedete sich der schwarz gewandete Älteste Benifew von Meister Edra, und der Meister der Waffen mit dem feuerroten Haar verschränkte seine kräftigen Unterarme vor der Brust. Er ließ seinen Blick über die versammelten Knaben schweifen.

»Das heutige Waffentraining findet auf der Dachterrasse statt«, erklärte Edra, »gefolgt von einem Sondertraining mit Meister Duvarek in der Kirche.«

Ein Murmeln erhob sich – Übungen mit dem Meister der Schatten waren selten.

»Ruhe!«, blaffte Edra. Die meisten der Jungen verstummten, und plötzlich war laut Fyns Stimme zu hören.

»... ständig irgendwo weg oder betrunken ...«

Annev drehte sich um und sah, dass Fyn mit Jasper und dem hakennasigen Kellor gesprochen hatte. Auch ein bulliger Avatar aus Titus' Klasse hatte sich den dreien angeschlossen und kicherte vernehmlich in die Stille hinein. Edra richtete den Blick auf ihn.

»Etwas, das du gern auch uns anderen erzählen möchtest, Brinden?«

»Ähm ...« Brinden schüttelte den Kopf.

Edra nickte und richtete seinen vernichtenden Blick auf die übrigen Schüler. »Zum heutigen Waffentraining«, sagte er. »Ich habe zwei Dutzend Waffen aus der Waffenkammer mitgebracht. Einige sind in gutem Zustand, aber andere sind verbogen, zerbrochen oder stumpf. Sobald ihr einmal dort draußen seid, werdet ihr mit allem kämpfen müssen, was gerade vorhanden ist.« Er lächelte. »Die Schüler, die als Erstes auf der Nordterrasse sind, dürfen sich ihre Waffen aussuchen. Die letzten müssen nehmen, was übrig bleibt. Die sechs, die sich heute am besten schlagen, bekommen bei der morgigen Prüfung einen Vorsprung.« Wieder lächelte er, sodass alle seine Zähne zu sehen waren. »Los!«

Wilde Energie durchströmte Annev, als eine Gruppe von Avataren auf das nächste Treppenhaus zurannte. Therin machte Anstalten, ihnen zu folgen, aber Annev hielt ihn an der Schulter fest.

»Ich kenne einen schnelleren Weg.«

Annev schlüpfte an der Schar von Jungen vorbei, die alle die Stufen hinaufstürmten, und bemerkte, dass noch ein anderer Avatar auf die gleiche Idee gekommen war. Der Junge rannte vor Annev den Weg entlang, den auch Annev nehmen wollte. Sein kinnlanges Haar fiel nach hinten und ließ eine Narbe erkennen, die ihm quer über die eine Seite seines Gesichts lief.

»Kenton!«, knurrte Annev mit erhobener Stimme. Der Junge mit dem rabenschwarzen Haar hielt sich normalerweise abseits von den anderen – er trainierte mit Duvarek, beinahe genauso wie

Annev mit Sodar trainierte –, aber vor sechs Monaten hatte Annev Kenton dazu überreden können, sich seiner kleinen Freundesgruppe anzuschließen. Sie vier – Therin, Titus, Annev und Kenton – hatten abgemacht, dass sie zusammenarbeiten würden, bis sie sich alle ihre Avatartitel verdient hatten. Doch sobald Kenton seine Prüfung des Urteils bestanden hatte, hatte er sein Versprechen gebrochen, den anderen Akolythen die kalte Schulter gezeigt und sich sogar mit Fyn angefreundet. Kenton jetzt zu sehen sorgte bei Annev außerdem für neue Gewissensbisse, schließlich plante er, Titus und Therin bei der morgigen Prüfung auf ganz ähnliche Weise zu verraten wie zuvor Kenton sie.

Kenton reagierte nicht auf Annevs Ruf und lief stattdessen sogar noch schneller, rannte einen Flur entlang und stürmte eine zweite Treppe hinauf. Annev war ihm dicht auf den Fersen und hatte ihn schon fast erreicht, als der Junge mit der Narbe im Gesicht plötzlich einen schweren Bildteppich von der Wand riss. Fast ohne nachzudenken, rollte sich Annev unter dem sperrigen Wandbehang hindurch und sprang auf der anderen Seite wieder hoch. Kenton drehte sich um, fluchte und bog um die Ecke.

So läuft das also mit dir, dachte Annev. Er hörte Flüche hinter sich, als Therin und Titus von dem schweren Wandteppich aufgehoben wurden, und bevor Annev um die Ecke bog, sah er noch, wie Fyn und seine Lakaientruppe von Speichelleckern Titus und Therin beiseitestießen, damit sie vorbeilaufen konnte. Annev rannte den Flur noch schneller entlang.

Ich kann ihnen jetzt nicht helfen, sagte er sich, angespornt von der Aussicht, Kenton noch einzuholen. *Ich muss weiter*. Der dunkelhaarige Junge erreichte eine Stelle, wo ein anderer Flur abzweigte; er zögerte, dann wandte er sich nach rechts und verschwand aus Annevs Gesichtsfeld. Instinktiv wandte sich Annev nach links.

Die beiden Flure liefen rechts und links um die oberen Schlafsäle herum und trafen sich dann wieder, sodass Kenton und

Annev einander wieder begegnen würden, bevor sie die Zinnen und die Dachterrasse erreichten. Doch der Unterschied war der, dass sämtliche jüngeren Schüler die Zimmer im Flur auf der rechten Seite hatten, während fast alle Zimmer im linken leer standen. Annev hoffte, dass Kenton anderen Schülern würde ausweichen müssen und deshalb auf seinem Weg zum Dach aufgehalten wurde, während sich Annev nur um den mürrischen Meister Duvarek zu sorgen brauchte – den einzigen Bewohner des linken Flurs –, der in weniger als einer Stunde in der Kirche eine Sonderübungsstunde abhalten sollte und somit wahrscheinlich bereits dort war.

Annev begriff das alles in der kurzen Zeit der zwei Herzschläge, die er brauchte, um sich nach links zu werfen. Mit dem dritten Herzschlag verspürte er den Rausch des Erfolgs. Und mit dem vierten prallte er mit voller Wucht gegen den am Boden knienden Meister der Schatten. Annev hatte noch versucht, den Aufprall abzumildern, indem er sich über den knienden Duvarek hinweg abrollte, aber genau in diesem Moment hob der Meister den Kopf, was zur Folge hatte, dass er mit dem Gesicht gegen Annevs Bauch prallte. Die Wucht des Zusammenstoßes warf Duvarek nach hinten und ließ den Kopf des Meisters gegen den mit einem dünnen Teppich belegten Boden krachen. Annev wirbelte im Fallen herum und schlug mit der Schulter auf, während seine Hüfte in der Lache des Erbrochenen des Meisters landete. Einen Moment lang lagen sie beide auf dem Boden, außer Atem und bedeckt mit Duvareks ehemaligem Mageninhalt.

Annev stöhnte und erhob sich unbeholfen auf die Knie.

»Keos«, fluchte Duvarek. Der verwahrlost wirkende Meister wollte noch etwas hinzufügen, drehte dann aber stattdessen den Kopf weg und übergab sich ein zweites Mal auf den Teppich.

Annev krabbelte rückwärts und versetzte Duvarek unbeabsichtigt noch einen Tritt, während er sich bemühte, sowohl von dem Meister als auch von der Lache am Boden wegzukommen.

Als er zu dem Schluss gelangte, einen sicheren Abstand zwischen sich und den Mann gelegt zu haben, rappelte er sich hoch und sah, dass jetzt ein dunkler feuchter Fleck seine rechte Seite bedeckte und von seinen Rippen bis an den Oberschenkel reichte. Annev hätte sich vielleicht Sorgen um seinen Kittel gemacht, aber er sah, dass die dunkle Stelle bereits zu verblassen begonnen hatte und sich nun mit dem Schweiß und dem Schmutz vermischte, mit dem sein Kittel ohnehin befleckt war.

Nichts jedoch wird diesen Geruch verbergen können.

Mit einiger Anstrengung rutschte Duvarek von dem besudelten Teppich herunter und drückte die Schläfe gegen den kühlen Steinboden.

»Verfluchte ... brennende ... Knochen.«

Annev blinzelte, und ihm kam der Gedanke, dass er vielleicht besser davonlaufen sollte, bevor der Meister ihn erkannte. Dann drehte Duvarek den Kopf, und Annev begriff, dass es dafür zu spät war. Sein Gesicht war aufgedunsen, sein Haar schwarz und ungebärdig, und unter seinen wässrigen Augen lagen dunkle Ringe. Auch er blinzelte nun und richtete den Blick auf Annev.

»Zum Teufel noch mal, Akolyth Annev?«

Annev schluckte. Er hörte die anderen Avatare den Flur hinunterrennen, den vorhin Kenton genommen hatte. Als ihre Schritte zu verhallen begannen, platzte Annev mit dem Ersten heraus, was ihm in den Sinn kam. »Es tut mir leid, Meister Duvarek! Ich bin zum Unterricht gerannt. Ich darf mich nicht verspäten, sonst schließen sie mich womöglich von der morgigen Prüfung des Urteils aus.«

»Ich sollte dich am besten gleich jetzt ausschließen«, nuschelte Duvarek und hielt sich den Kopf.

»Ich muss bei dieser Prüfung antreten, Meister Duvarek. Sie ist meine letzte Chance.«

Der Meister der Schatten verzog das Gesicht, als hätte die Erwähnung der Prüfung etwas in ihm wiedererweckt, das er zuvor

mit Met zu ertränken versucht hatte. Er richtete sich auf, wischte sich den Mund ab und schnippte die feuchten Bröckchen Erbrochenes von den Fingern, sodass sie an die Wand spritzten. Dann richtete er den Blick wieder auf Annev.

»Na schön, lauf.« Der Meister strich sich über seinen Kittel, um dann mit derselben klebrigen Hand durch sein zerzaustes schwarzes Haar zu fahren. »Ich werde mich in einer Stunde um dich kümmern.«

Annev machte, dass er zum Dach hinaufkam.

Kapitel 5

Annev verfluchte noch immer sein Pech, als er die Dachterrasse erreichte. Warum musste er von allen Menschen ausgerechnet mit Duvarek zusammenstoßen? Der Meister der Schatten wurde am häufigsten zu Einsätzen zur Beschlagnahme von Artefakten ausgeschiedt – eine Aufgabe, die Annev ganz offen auch für sich anstrebte –, und er hatte den Meister gerade in eine Lache seines eigenen Erbrochenen gestoßen. Kenton hatte Privatstunden bei ihm erhalten, nachdem er sich seinen Titel verdient hatte, und Annev bezweifelte, dass er jetzt noch eine Chance hatte, ein ähnliches Vorrecht gewährt zu bekommen.

Er ist jenseits des Dichtwaldes gewesen – ist nach Banok und nach Luqura gegangen. Er war sogar schon hoch oben im Norden. Ich will das auch. Ich will genauso sein wie er.

Ein Bild von Duvarek, wie er in seinem eigenen Erbrochenen gelegen hatte, blitzte vor Annevs geistigem Auge auf, und er korrigierte seinen letzten Gedanken. *Ich will besser sein als er. Wie werde ich zu einem Mann, an den sich die Akademie wendet, wenn ein Artefakt sichergestellt werden muss?*

Annev kannte nicht die ganze Antwort auf diese Frage, doch der erste Schritt dazu war offensichtlich: Er musste die morgige Prüfung des Urteils bestehen – um jeden Preis. Das würde all die Türen öffnen, die ihm gegenwärtig verschlossen waren. Er konnte alles haben, aber nur wenn er die Prüfung bestand, und heute kam ihm diese Möglichkeit immer unwahrscheinlicher vor.

Annev war der Letzte, der zu Meister Edras Unterrichtseinheit eintraf. Er huschte um die versammelten Schüler herum und war

sich mit allen Sinnen bewusst, dass er nach Duvareks Erbrochenem stank. Er ließ den Blick über die Menge gleiten. Nach den eleganten Übungswaffen zu urteilen, die Fyn und Kenton in Händen hielten, waren sie die Ersten gewesen, die das Dach erreicht hatten. Er musterte rasch die übrigen Schüler auf der Terrasse und stellte fest, dass die meisten der Jungen in Braun eine gute Waffe ergattert hatten – ein Holzsword, eine lederumwickelte Axt, einen Übungsknüppel. Edra stand in ihrer Mitte auf einem erhöhten Podest, teilte die Gruppe der zuerst eingetroffenen Knaben zu Paaren ein und erklärte ihnen, wo sie kämpfen sollten.

Im Gegensatz zu den Avataren in ihren braunen Gewändern trugen die beige gekleideten Akolythen vorwiegend die primitiveren Waffen. Annev entdeckte Therin und Titus, die abseits der Menge standen. Therin hielt ein schmutziges Seil in den Händen, während Titus mit einem kleinen Jutesack ausgestattet war. Lemwich, ein weiterer Akolyth aus Titus' Klasse, stand zwischen Annevs beiden Freunden und der größten Gruppe von Knaben. Annev lief zu ihnen hinüber.

»Ist irgendetwas übrig geblieben?«

»Nichts Gutes«, antwortete Therin. »Wir sind gerade erst hier angekommen.«

»Da sind noch zwei Panzerhandschuhe«, berichtete Titus und zeigte auf eine dunkle Ecke des Daches, »aber deren Kettenglieder sind zerrissen.«

»Und verrostet«, ergänzte Lemwich und drehte ein kleines Messer in seinen riesigen Händen. »Ich würde meine Finger da nicht reinstecken wollen.«

»Deine Hände würden wahrscheinlich auch gar nicht hineinpassen«, bemerkte Therin und musterte den stiernackigen Akolythen.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Das ist alles?«, fragte Annev. »Nur die Handschuhe?« Titus nickte. »Was hast du in deinem Sack?«

